

0650

Das Bollwerk

1.8.37

Zeitschrift für die Pommerische Heimat

Aus dem Inhalt:

Nordische Renaissance

*

Ein Schwede sieht
Deutschland

*

Carl Adolf Lorenz
Zu seinem 100. Geburtstag

*

Nordisches Rügen

*

Füchse am Meer

*

Ludwig Manzel, der pom-
merische Bildhauer

*

Bildseite:
Pommernland -
Ostseestrand

*

Erzählungen, Gedichte
u. v. a. m.

Preis 60 Pf.

STETTIN
AUGUST 1937

Jungens aus Pommern

Aufn.: Diehn



Gaststätte „Lindenhof“

Stettin

Inh. Pg. Erich Beck

Bestgelegenes Ausflugslokal nahe der Stadt. Garten mit ca. 5000 Sitzplätzen. Große und kleine Säle für Veranstaltungen aller Art. Gute Küche — gepflegte Getränke — mäßige Preise

Nach Swinemünde SS. „Nympe“



ab Hakenerrasse 7.30 — Rückfahrt 18.00 Uhr
Hin u. zurück **2,00 RM.**
Vorverkauf: **150**
Kinder u. 10 J. die Hälfte
Maris, Stettin, Bollwerk 1a - Fernruf 278 92

Rückfahrt 18.00 Uhr
Vorverkauf bei
Her-Pi-Ta
Berliner Tor 1
Zigarrenhaus Krietsch
Pölitzer Straße Nr. 18



Demmin

die alte pommerische
hansestadt an Peene, Trebel
und Tollense

Besucht das schöne Neustettin

Erholungsort am Obelisk der pommerischen Seenplatte. Heerliche Bäder am
Streichigsee. Ausgedehnte Parkanlagen und Wälder. Wassersport jeder Art. Bad-
anlagen, medizinisches Warmbad. Motorbootfahren. Ausflugslokal am See.
Werbeschriften durch das Städtische Werkesamt



F. Hessenland

Stettin, Große Domstr. 6-9 · Fernruf 303 40 u. 366 20

Buchdruck

Rotationsdruck

Offset- und Steindruck

Großbuchbinderei

Liniierranstalt



Hessenlanddruck ist Qualitätsarbeit



Nur gut, daß ich schon
einen elektrischen
Kühlschrank
besitze!



HAESE

Bei dieser Hausfrau wird es nicht mehr vorkommen, daß verdorbene Lebensmittel in den Mülleimer wandern. Denn der elektrische Kühlschrank bewahrt auch empfindliche Speisen vor vorzeitigem Verderb und erhält diese tagelang frisch und appetitlich. Seine automatische Arbeitsweise macht jegliche Wartung und Bedienung überflüssig. Täglicher Stromverbrauch von 6 Pf. an je nach System und Größe. Ein langfristiges Teilzahlungssystem — bis zu 60 Monatsraten — erleichtert Ihnen die Anschaffung. Näheres über die Arbeitsweise elektrischer

Kühlschränke erfahren Sie bei Ihrem **Elektro-Installateur**, in jedem **Fachgeschäft** und in der **Elektroschau**, Stettin, Schulzenstraße 21, Hof I, wo Sie elektrische Kühlschränke verschiedener Größen und Fabrikate in Betrieb besichtigen können.

Das Bollwerk

Monatszeitschrift für nationalsozialistisches Geistesleben in Pommern

8. Jahrgang

Stettin, August 1937

Heft 8

Blut und Geist

Stimme der Ahnen:

Das Edelste, was am Menschen ist, ist das Blut, wenn es recht will. Aber auch das Ärgste, was am Menschen ist, ist das Blut, wenn es übel will!
Meister Eckehart.

Dann neig dein Ohr zur Erde tief
und lausch dem großen Abschiedschor,
der seit Geschlechtern nach dir rief,
noch unvernehmlich deinem Ohr.

Und horche tief und horche lang
der alten Weisheit deines Bluts,
der Mütter Lied, der Väter Sang.
Und werde wieder freien Muts.

Und öffne deiner Ehrfurcht Schrein
und heb' mit deiner jungen Hand
verjährtes Kleinod still hinein
und hüt' es vor des Tages Tand.

Und recke dich dann glaubensvoll
und wisse, daß ein Wille lebt,
der alles, was aus Liebe quoll,
von Herzen hin zu Herzen hebt.

Hermann Claudius.

Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut, und du wirst erfahren, daß Blut Geist ist.
Friedrich Nietzsche.

Stimme des Führers:

Was nicht gute Rasse ist auf dieser Welt, ist Spreu. Die Blutsvermischung und das dadurch bedingte Senken des Rassenniveaus ist die alleinige Ursache des Absterbens alter Kulturen; denn die Menschen gehen nicht an verlorenen Kriegen zugrunde, sondern am Verlust jener Widerstandskraft, die nur dem reinen Blute eigen ist.

Die Sünde wider Blut und Rasse ist die Erbsünde dieser Welt und das Ende einer sich ihr ergebenden Menschheit.

„Mein Kampf.“

Nordische Renaissance

Von Paul Eckhardt

„Das germanische Blut auf dieser Erde geht allmählich seiner Erschöpfung entgegen, außer wir rafften uns auf und machen uns frei.“ (Adolf Hitler vor 15 Jahren)

Die deutsche Geschichte des Mittelalters war eine einzige leidvolle Auseinandersetzung des Germanentums mit dem Kraftfeld des Mittelmeerraumes. Auf der Seite des Nordens stand die unverbrauchte Lebensmächtigkeit einer idealistisch gesinnten Herrenrasse, die in überschäumender Jugendkraft der verfaulenden Welt des Imperium Romanum eine neue Ordnung zu geben trachtete. Auf der Seite des Südens stand die verstädterte Allerweltzivilisation eines Rassen- und Völkermischmaschs, die sich nur mit den Mitteln gerissener politischer Routine und kalter Berechnung behaupten konnte. Mangels einer eigenen, einheitlichen Rassesubstanz regenerierte sie sich immer wieder aus dem verschwenderisch fließenden nordischen Blute. Wie die nordischen Griechen nach ihrer heldischen Jünglings- und Manneszeit an den Gestaden des Mittelmeeres allmählich vergingen, so schmolzen die herrlichen Germanenstämme des Nordens während des Zeitalters der Völkerwanderung an den Ufern desselben Meeres wie Gletscher vor der Sonne dahin. Mit innerer Erschütterung erinnern wir uns der Irrwege deutscher Kaiserpolitik im Mittelalter, ihres tragischen Versuches, aus deutschem Blut ein Heiliges Römisches Reich aufzurichten.

Wenn sich unser Auge diesem Schicksal einmal geöffnet hat, dann schauen wir unsere eigene zweitausendjährige Geschichte als eine einzige Kette ungeheurer Blutabgaben an den Mittelmeerraum und als den verhängnisvollen Prozeß der Erweichung unserer nordrassischen Anlagen unter den Verlockungen mediterraner Kulturen und mediterraner Geistigkeit.

Blut und Geist gehören - um eines wahrhaft völkischen Lebens willen - zusammen. Wo aber das Blut schwach wird, da wird auch der Geist schwach und unsicher - und beugt sich der Überfremdung. Die deutsche Geschichte ist die Geschichte der geistigen Überfremdung eines Volkes, das dieser Überfremdung mit den letzten Kräften seines Blutes in immer neuen Abwehrbewegungen widerstrebt. Der Zusammenstoß der Mittelmeerwelt und nordisch-germanischer Kraft ist nicht ein einmaliges Ereignis unserer Geschichte: in immer neuen Formen, mit

immer neuen Reizmitteln wird mediterraner Geist Herr über uns. Immer wieder versucht die ursprünglich-nordische Kraft durchzubrechen. In unerhört dramatischen Kämpfen vollzieht sich aber das langsame Sichbeugen einer heroischen Rasse unter geistige Lebensbedingungen, in denen sie nie das Höchste erreichen kann, in denen sie, ihre reichen Gaben in falscher Richtung verschwendend, langsam zugrunde zu gehen droht.

Nun hat uns die wissenschaftliche Forschung längst gezeigt, daß der germanische Norden eine hohe, heldische Bauernkultur hatte. So weit haben wir uns unter der Herrschaft artfremden Denkens von unserer Blutsgrundlage entfernt, daß sich selbst dieses doch so „objektive“ wissenschaftliche Forschungsergebnis noch nicht allgemein durchsetzen konnte. Wir sind eben durch die falsch angelegte Schulerziehung eines humanistischen Bildungszeitalters gewohnt, deutsche Geschichte nur unter dem Mittelmeerblickwinkel zu sehen und unter „Kultur“ die städtische, sich aus Bildungselementen der Mittelmeerantike aufbauende, geistige Lebensweise zu verstehen. Diese südlichen und auf ihrer Fahrt zu uns auch westlich gewordenen Werte sind den „Gebildeten“ unseres Volkes so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie ihre eigene Geschichte kaum mehr lesen können. - -

Ausgangs des Mittelalters war dem deutschen Geist noch einmal eine große Chance gegeben. Ein ganzes Volk, seufzend unter römischer Geistesherrschaft, schrie nach dem Befreier. Er kam. Die mannhaft-revolutionäre Tat des Dr. Martin Luther war der Aufstand besten niederländischen Bauernblutes gegen römische Überfremdung. Der Reformator von Wittenberg stand fest auf der deutschen Heimat Erde und auf dem gesunden Blutserbe seiner Väter. Und darum war auch sein Geist stark genug, den herrschenden Mächten seiner Zeit mit unerschrockenem Mut entgegenzutreten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ Hätte man Luther gefragt, welche Kraft ihn dieses heroische Wort vom „Nichtanderskönnen“ sprechen ließ, er hätte geantwortet: „Das war die Kraft meines freien Geistes, die Stimme Gottes in mir.“ Und wenn einem Luther die Er-

kennnisse und Worte unserer Zeit zur Verfügung gestanden hätten, würde er geantwortet haben: „Es war die Kraft meines Blutes in mir, durch das Gott zu mir sprach.“ Nur der Mensch artreinen Blutes hat auch ein reines Gewissen. Der Mensch mit Mischblut aber, der Bastard, ist immer ein Mensch ohne Gewissen, gewissenlos, also aller Schandtaten fähig. Die Geistesfreiheit, die Geistesfreiheit ist ein hohes nordisches Erbe, das dem zu eigen ist, der auf dem eigenen Grund und Boden des Blutes seiner Väter steht.

In geradezu klassischer Form hat Heinrich von Treitschke das Wesenhafte der Persönlichkeit Luthers gekennzeichnet, wenn er von ihm sagt: „Keine andere der neueren Nationen hat je einen Mann gesehen, der so seinen Landsleuten jedes Wort von den Lippen genommen, der so in Art und Unart das innerste Wesen seines Volkes verkörpert hätte. Ein Ausländer mag wohl ratlos fragen: wie nur so wunderbare Gegensätze in einer Seele zusammenliegen mochten: diese Gewalt zermalmenden Jornes und diese Innigkeit frommen Glaubens, so hohe Weisheit und so kindliche Einfalt, so viele tief-sinnige Mystik und so viel Lebenslust, so ungeschlachte Grobheit und so zarte Herzensgüte... Wir Deutschen finden in alledem kein Rätsel, wir sagen einfach: das ist Blut von unserm Blute. Aus den tiefen Augen dieses urwüchsigen deutschen Bauernsohnes blitzte der alte Heldenmut der Germanen, der die Welt nicht flieht, sondern sie zu beherrschen sucht durch die Macht des sittlichen Willens; und weil er heraus sagte, was im Gemüte seines Volkes schon lebte, nur deshalb konnte der arme Mönch, der soeben noch aus dem stillen Augustinerkloster am Monte Pincio demütig hinübergewandert war nach den Hallen von St. Peter, in wenigen Jahren wachsen und wachsen und schließlich der neuen römischen Weltmacht ebenso furchtbar werden wie einst die deutschen Kohortensführer dem Reiche der Cäsaren.“

Wir wollen hier nicht untersuchen, was den Bauernsohn Luther bewog, die um ein deutsches Urrecht kämpfenden Bauern der Bauernkriege im Stich zu lassen und sich auf die Seite der unter

römischen Rechtsvorstellungen stehenden Partikularfürsten zu schlagen. Wir ahnen die Tragik eines um den Bestand seines Werkes ringenden großen Deutschen. Wir sehen aber auch unerbittlich klar die Tragik eines ganzen Volkes, dessen Geist nicht zu seinem Blute hinfand. Wohl war Luther die Befreiung der Persönlichkeit gelungen. Ihr Ideal wurde aber, der Kulturstimmung des Humanismus gemäß, der freie schöpferische Geist des klassischen Altertums. Möchte auch irgendwie im Unbewußten ein verwandtschaftliches Gefühl für das nordische Griechenland mitgeschwungen haben - im Großen aber hatte sich der deutsche Geist unter den Verlockungen der Renaissance wieder nach dem mediterranen Süden verirrt. Vergessen wir nicht, daß Renaissance, Barock, Jesuitentum, Gegenreformation, Machiavellismus in ihrer Ballung einen geistigen Druck darstellten, dem gegenüber das nordische, d. h. seiner selbst bewußt gewordene Deutschland nichts geistig Entscheidendes ins Feld zu führen hatte als sein eigen Blut, das dann im Dreißigjährigen Krieg in unvorstellbarem Ausmaße zugrunde ging.

Durch Friedrich den Großen rebellierte das deutsche Blut wieder. Drei heroische Kriege gegen das römische Habsburg und seine Trabanten stellten die nordischen Tugenden der Waffenehre, der Mannentreue und Tapferkeit vor aller Welt wieder her. In einem unvergleichlichen Siedlungswerk wurde deutschem Bauernblut neuer Heimatboden erschlossen und die nordische Tradition des Deutschen Ritterordens wieder aufgenommen.



Caspar David Friedrich: Rügens Steilküste 1802.

Pommern dankt es noch heute dem Alten Fritz. - Und dann: „In meinem Staat kann jeder nach seiner Façon selig werden“ - das war das Wort eines Königs aus wahrhaft nordischem Geblüt. Ebenso wie sein Testament, in dem es heißt: „Gern und ohne Klage gebe ich meinen Lebensodem der wohlthätigen Natur zurück, die ihn mir gütig verliehen hat, und meinen Leib den Elementen aus denen er besteht. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher begraben werden, ohne Gepränge, ohne feierlichen Pomp..... Ich empfehle meinem Nachfolger, sein eigen Blut in

seinen Onkeln, Tanten und allen Blutsverwandten zu achten. Der Zufall, der über dem Menschengeschick waltet, entscheidet die Erstgeburt. Aber deshalb, weil man König ist, ist man noch nicht besser als die anderen. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in Frieden miteinander zu leben. Möchten sie, wenn es einmal gilt, ihre persönlichen Interessen dem Wohl des Vaterlandes und dem Vorteil des Staates zu opfern verstehen. Bis zum letzten Atemzuge werden meine Wünsche dem Glücke des Staates gelten. Möchte er stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Stärke regiert werden! Möchte er durch die Milde der Gesetze der glücklichste, in seinen Finanzen der bestverwaltete und durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Waffenruhm trachtet, der am tapfersten verteidigte sein! Möchte er blühen bis ans Ende der Zeit!“

Aber dies königliche Blut sättigt seinen Geist noch an französischen Philosophen. Auf dem Platz Voltaires in Sanssouci hätte ein Lessing sitzen müssen! Ewige Tragik deutscher Geschichte! - Und wie war es mit Goethe? Seinem erhabenen Geist blieb die Erregung deutschen Blutes noch fremd, die in den Freiheitskriegen anhub. Und doch trieb ihn das faustische Heimweh von den klassischen Gefilden Roms zurück in das nordische Reich der Walpurgisnacht. In der Romantik vollzog sich dann die erste verheißungsvolle Vermählung von deutschem Blut und Geist. Die Dichter und Musiker der Romantik - ein Bündel edler deutscher Namen. Wenn auch einigen es an nordischer Härte gebrach und sie sich wieder Rom näherten, als ganzes bedeutete die



Philipp Otto Runge: Hafen von Wolgast. Studie zum Elternbildnis von 1806.

Romantik doch die Morgenröte einer in Deutschland heraufziehenden nordischen Renaissance. Die von den Gebrüdern Grimm beschworene Märchen- und Traumwelt gab der nordischen Seele wieder Heimatrecht in Deutschland. Aus derselben germanischen Urkraft schrieb und predigte Ernst Moritz Arndt, der größte Pommer: „Von jeher lag der Keim des Großen und Guten im germanischen Volke, wie in einigen Völkerschaften der Keim des Gemeinen und Schlechten liegt. Bringt Tschuwaschen und Kalmücken nach Frankreich, Italien und Deutschland und laßt sie ein Jahrtausend dort weiden: wir wollen sehen, ob Gregore, Luthers, Galileis, Leibnize, Raffaele, Shakespeare, Goethen, Paskale aus ihnen werden . . . Ich appelliere an euch, ihr wenigen Braven und Tapferen, an euch, die ich nicht die Letzten meines Volkes nennen will; lieber nenne ich euch die Ersten. Lange nicht mehr sind wir ein Volk gewesen, jetzt ist der letzte Schein zerstückt; der Anfang des Besseren kann beginnen. Laßt die Dinge auf die äußerste Spitze kommen, neues Leben wird blühen und neues Heil aufgehen. Haltet den Stolz, den ihr dem Unglück schuldig seid, fest im Herzen, schauet auf das eine, was künftig werden soll, tapfer und unverrückt hin, vergesst nicht, was ihr eurem Namen, euren Zeitgenossen, euren Enkeln schuldig seid. Räumt ihr ihnen kein freies Land übergeben, so übergebt ihnen die Lehren, die Beispiele, die heiligen Opfer, wodurch mächtige Herzen zu Heroismus entflammt werden können. Denkt es mit Stolz, sagt es mit Stolz vor ganz Europa, daß ihr das Volk seid, welches die Gewalt des Pfaffentums zerbrach, daß hohe Geistigkeit durch euch über die Erde ausgegossen ist. Zweimal habt ihr die Welt vom Joche Roms befreit, befreiet sie zum drittenmal in euch selbst. Ihr seid das Herz unseres Weltteils; wenn das Herz ermattet, so erfranken alle Glieder . . . Der schlaue Verderber will euch auch durch die Religion entzweien; dahin spielt und winkt er. O seid wach und laßt es ihm nicht gelingen. Für der Väter Torheit und Wahnsinn ist genug gebüßt in früheren Tagen durch herrliche Opfer, durch lange Kriege, durch Millionen Leichen, durch verwüstete Städte und Gefilde. Laßt euch nicht verführen, laßt nicht neu werden, was längst vergessen und veraltet ist. Bedenkt, daß wir alle Christen, daß wir alle Deutsche, daß wir Söhne der Germanen sind, die am Rhein und an der Donau, am Pontus und am Nordmeer die Schmach der Welt an den Römern

rächten. Ein Volk zu sein, ein Gefühl zu haben für eine Sache, das ist die Religion unserer Zeit; durch diesen Glauben müßt ihr eintätig und stark sein, durch diesen den Teufel und die Hölle überwinden. Laßt alle die kleinen Religionen und tut die große Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Papst und Luther vereinigt euch in ihr zu einem Glauben.“

Der nordische Arndt war seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus. Es gelang weder der preußischen Erhebung im Politischen noch der Romantik im

**Das ist die Kraft, die nimmer stirbt
Und immer wieder streitet,
Das gute Blut, das nie verdirbt,
Geheimnisvoll verbreitet!
Solang noch Morgenwinde
Vor der Sonne wehn,
Wird nie der Freiheit Fekterschar
In Nacht und Schlaf vergehn.**

Gottfried Keller.

Geistigen, den Anspruch der französischen d. h. romanisch-fränkischen „Aufklärung“ zurückzuweisen. Die Kräfte des Blutes und Geistes reichten noch nicht aus, die damalige deutsche Wirklichkeit zu formen, so daß z. B. wieder ganze Generationen deutscher Künstler tatsächlich oder im Geiste nach Paris oder Rom zogen. Es gereicht den Pommeren zum Ruhm, daß ihre beiden Großen, Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge, den Lockungen eines weichlichen Nazarenentums nicht erlagen, sondern dem Norden treu blieben.

Das 19. Jahrhundert brachte noch einmal den Ansturm romanischen Geistes. Der machtpolitische Universalismus der Romkirche und der Liberalismus der französischen Freimaurerrevolution unterhielten auf deutschem Boden in Gestalt der Parteien eigene Kampftruppen. Sie rissen das Bismarckreich in den Wirbel des Weltkrieges und vollzogen an ihm das Schicksal des Zusammenbruchs. Es war die gewaltigste Prüfung, die je der Allmächtige unserem Volke auferlegt hatte. Und er verließ es nicht. Er hätte es 1914-18 vernichten lassen können und kommende Jahrtausende hätten gesungen und gesagt vom glanzvollsten und heldischsten Volk, das je über die Erde geschritten und das in Ehren untergegangen. Er hätte es im Dreck der

Systemzeit verenden lassen können; er hat auch dieses Schicksal nicht gewollt. Er hat dagegen aus deutschem Bauernblut einen Adolf Hitler erstehen lassen, der die Selbstnechtung eines ganzen Volkes aufhob, indem er die politischen Ideologien Roms und der französischen Revolution aus dem Lande jagte und deutschen Geist aus deutschem Blut machtvoll zur Herrschaft führte. - Die Zeiten sind endgültig vorbei, in denen germanisches Blut in den Mittelmeerraum abfloß und römischer Geist in Deutschland eindrang. Es wird ein neues Buch Geschichte geschrieben.

Das Welthistorische der nationalsozialistischen und der faschistischen Revolution besteht in der von Grund aus erfolgenden Erneuerung der beiden Räume, ohne die eine endgültige Ordnung Europas nicht denkbar ist. Die Geschichte hat ihr Gottesurteil durch zwei Jahrtausende auf Leben und Tod geführter Kämpfe gesprochen. Die Einbrüche der Germanen in die Mittelmeerswelt - und umgekehrt die Einbrüche Roms in die germanische Welt haben nur Anheil gebracht. Dem germanischen und dem römischen Raum sind wesensverschiedene Weltanschauungen, Kulturen und Volksordnungen eigentümlich. Das gewalttätige Hinübergreifen des einen in den Lebensbereich des andern rächt sich immer. Früher oder später muß natürlich der geistige oder politische Herrschaftsanspruch des einen Volkes an der lebendigen Kraft anderer Völker seine natürlichen Grenzen finden. Die aufrichtige Achtung des einen vor dem anderen bringt Segen für beide und für Europa. Mussolini führt seine Landsleute durch Besinnung auf die römischen Traditionen des Imperium zu ihren angemessenen Kraftquellen zurück, solcherart die Mächte des Verfalls bändigend. Hitler erweckt den germanischen Reichsmythus neu aus Blut und Geist unserer Ahnen und schafft aus Chaos und Überfremdung Ordnung und Freiheit. Ordnung, das bedeutet Führung und Gefolgschaft, Freiheit, das bedeutet Sicherung von Blut und Boden, um ungestört vom Fremden leben, d. h. schaffen und werken zu können.

Der großen Erneuerungsbewegung, die heute das Antlitz Deutschlands prägt, wächst also ihre schöpferische Kraft aus einer einzigen Wendung des Geistes zu, die in einfacher und zugleich großer Weise durch das von Adolf Hitler erweckte und geführte deutsche Blut vollzogen worden ist. Es ist darum nicht verwunderlich, daß der neue deutsche Geist auch fruchtbare Verbindung erstrebt mit den Kulturen blutsverwandter Völker des

Nordens, daß er gerade durch die neuen Forschungsergebnisse der Geschichte zur Selbsterständlichkeit eines gemeinsamen Grundgefühls der Völker im germanischen Raum gelangt. Die für die Stetigkeit des rassenseitlichen, des geistigen und körperlichen Erbgutes unumstößlichen Gesetze der Vererbungswissenschaft haben die bisherige Annahme, daß das Germanentum erst durch die Berührung mit den Römern und den latinisierten Westfranken kulturfähig geworden sei, als groben Geschichtsirrtum entlarvt. So wurde das, was der Nestor der deutschen Spatenwissenschaft (Archäologie) Kosinna bereits gelehrt hatte, erneut mit unwiderlegbarer Klarheit unterbaut.

Es ist nur ein Ausdruck des machtvoll erwachten urnordischen Dranges nach Wahrheit, daß von den geistigen Führern des neuen Deutschlands mit folgerichtiger Ernst das bis jetzt gültige Urteil über das gesamte Denken und Handeln unserer Väter einer unbestechlichen Prüfung unterzogen und somit die Fülle der Irrtümer und Fälschungen bloßgelegt wird, denen unser Volk unsägliches Leid verdankt.

Allerdings haben wir hierbei nicht ein Herumdoktern an äußeren Erscheinungen, also kein formales Korrigieren, im Auge. Es geht uns vielmehr um einen umwälzenden, wurzelhaften und wesensecht Neuaufbau. -

Ganz abgesehen davon, daß auch bei der Schöpfung der Mittelmeerkulturen

nordisches Blut und nordischer Geist nachweisbar wirksam waren, kann aus der Tatsache der im Vergleich mit den greifbaren mediterranen Kulturerzeugnissen nur wenig vorhandenen Zeugnissen germanischer Kulturhöhe unter keinen Umständen Kulturlosigkeit gefolgert werden. Warum? Weil

1. die germanische Sachkultur, im Gegensatz zu den Steindenkmälern des Mittelmeerraumes, Holzkultur war und als solche naturgemäß vernichtet ist. Kleine, aber ungemein lehrreiche Aufschlüsse geben uns die verschiedenen Moorfunde.
2. Wo aber ein wirklicher Vergleich beider Kulturen möglich ist, z. B. auf dem Gebiet der Metallbearbeitung und Keramik, sind die germanischen Funde den Erzeugnissen der Mittelmeerkultur durchaus ebenbürtig, teilweise sogar überlegen.
3. Neben der natürlichen Vernichtung germanischer Kulturgüter darf nicht die gewaltsame zur Zeit der Karolinger und der christlichen Missionare übersehen werden (Schrifttum, Bauten, Skulpturen, Kult, auch Wegfall der Grabbeigaben), eine Vernichtung, deren Umfang und Gründlichkeit bis vor kurzem kaum genügend berücksichtigt wurde.

Eine unerhörte Erschwerung für die wahrheitsgetreue Erforschung der germa-

nischen Vergangenheit bedeutete die Fragwürdigkeit der zur Verfügung stehenden schriftlichen Quellen. Das waren einmal die Nachrichten griechischer und römischer Schriftsteller, in fremder Sprache geschrieben, denen die Mängel verständnisloser, tendenziöser und oft feindseliger Beurteilung faustdik anhaften. Zum anderen war es die römisch-kirchliche Darstellungsweise in allen Schriften der Vorklärungszeit und des Mittelalters. Übersehen wir weiter nicht das bedauerliche Bestreben beider Konfessionen, bis auf die jüngste Gegenwart die Wahrheit und den Ruhm der vorderasiatisch-mediterranen Glaubenswelt des Christentums durch eine systematische Verdunkelung der vorangegangenen germanischen Kultur- und Glaubensverhältnisse in besonders helles Licht zu stellen. In diesen Zusammenhang gehört auch die Unterschätzung des Germanentums durch Humanismus und Renaissance und die mit klassischen Maßstäben messende deutsche Wissenschaft des vergangenen Jahrhunderts.

Wer zu erkennen vermag, welche Kräfte im deutschen Blut und Geist, welche Mächte aus deutscher Heimatde schöpferisch wirksam gewesen sind, und gegen welche Widersacher sie immer wieder antreten mußten in der Geschichte, dem wird sich in leuchtender Klarheit der Weg enthüllen, den das deutsche Volk gehen muß, damit es zu geschichtsverbindlicher Einheit verschmilzt und den Eingang freilegt in das germanische Jahrtausend.

„Ich bün in mien Jugend to Schaden kam . . .“

Mein Nachbar in meiner Heimat, der Tagelöhner S., war in seiner Jugend ein feiner, schmucker Mensch, schmal und schlank von Figur, sehr edel von Gesicht. Als er zweiundzwanzig war, sollte ein Mädchen von ihm Mutter werden, das eine plumpe Figur hatte und von so dumpfem, unordentlichem und taktlosem Wesen war, daß er sich kaum mit ihr sehen lassen konnte. Jung und unerfahren und von vornehmer Gesinnung, wußte er sich keinen anderen Rat und heiratete sie. Von da an war er vierzig Jahre ein Mensch, der einen schweren Block am Bein mitschleppte; er hatte ein langsames, trübes, schwungloses Leben neben ihr. Er sprach nie darüber; er sagte nur einmal, als wir auf seinen Lebensweg zu sprechen kamen, mit schwerer, seltsam bewegter Stimme wie ein Bekenntnis: „Ich bün in mien Jugend to Schaden kam . . .“, war aber viel zu

scheu und zu vornehm, auch nur anzudeuten, wodurch. Ich aber wußte es durch seinen Bruder.

Damals, als dieser Mann dies Wort sagte, meinte ich noch, sein Fall wäre ein einzelner; aber nun sah ich schon viele, meistens Männer, aber auch Frauen, die auf diese selbe Weise „to Schaden kamen sünd“. Heute habe ich ein Paar trauen müssen, da wird die Frau zu Schaden kommen; denn sie selbst ist ein breiter, tüchtiger Mensch; ihr Partner aber wird zeitweilig ein Knabe bleiben. Die Kinder lernen fast alle, eine gute von einer minderwertigen Kuh zu unterscheiden, und reden auf dem ganzen Gebiet der Haustiere sehr gern und sehr flug von „Rasse“. Aber für die Kunde von ihrem eignen Geschlecht, dem Menschenvolk, dem Menschentier, haben sie keine Augen.

Gustav Grenssen.

Ein Schwede sieht Deutschland

Von Harry Lundmark

Wir veröffentlichen nachstehend gern den Bericht eines schwedischen Journalisten, der unser Vaterland in den letzten 15 Jahren etwa zwanzigmal besucht hat und augenblicklich an einem Buch über das heutige Deutschland arbeitet. Dieser Beitrag zeigt zu seinem Teil, daß Art und Wesen des Dritten Reiches auch in den skandinavischen Ländern mehr und mehr verstanden wird - wenn man es nur verstehen will.

Fast in jedem Jahr bin ich seit 1922 in Deutschland gewesen, und darum glaube ich wohl, daß ich mir über die innenstaatliche Entwicklung Deutschlands während der letzten 15 Jahre schon ein Urteil erlauben kann.

Damals, im Sommer, kam ich als junger Student nach Heidelberg. Schön war hier die Landschaft am Neckar; und trotzdem die Zeiten für das Volk so furchtbar schlecht waren, gab es doch Menschen, die an eine größere Zukunft glaubten, die stolz waren, Deutsche zu sein, und die gerade darum so wahrhaftig in diese alte deutsche Stadt und in diese wunderbare deutsche Landschaft hineinpakten. Es gab aber auch andere, die - unter Hunger, Arbeitslosigkeit und Verzweiflung leidend - nicht mehr an die Möglichkeit Deutschlands glaubten, neue Verhältnisse zu schaffen. „Für uns gibt es keine Zukunft“, sagten sie. Um diese Zeit waren Überfälle, Streiks, Diebstähle, ja sogar Morde an der Tagesordnung - und wer so frech war oder so mutig, Nationalismus einem kommunistischen Internationalismus vorzuziehen, der hätte am besten sein Testament bald schreiben können.

Eines Tages hatte die Regierung bestimmt, daß alles, auch der Universitätsbetrieb, stillstehen sollte, weil Rathenau in Berlin getötet worden war. Aus diesem Grunde hatte auch Professor Philipp Lenard keine Vorlesung gehalten, seinen Studenten aber den Besuch seines Instituts erlaubt, da es ja eine Reihe von Experimenten gab, die man nicht ohne Aufsicht stehen lassen konnte. Davon erfuhr ein jüdischer Student, der so wenig Student war, wie Rathenau ihm mehr wert schien als die ewig freie Wissenschaft. Überall sprach er von dem „Verbrechen“ Lenards, und so kam es, daß wenig später Hunderte von Menschen

nach dem Institut marschierten, die Fenster zerschlugen, wertvolle Apparate zerstörten und Professor Lenard einfach totschlagen wollten. Er wurde durch die Straßen geschleppt, man spuckte auf ihn und bewarf ihn mit Steinen. Schließlich wurde er doch von der Polizei „gerettet“ - - und ins Gefängnis geführt.

So etwas passierte in Deutschland während der Zeit, als man immer und laut von Freiheit redete. Jawohl, Freiheit gab es damals, aber eine Freiheit ohne Verantwortlichkeit, und dazu eine Freiheit, die wahrscheinlich nur die genießen konnten, die mit den allgemeinen Verhältnissen zufrieden waren. Freiheit kann man natürlich sagen, aber warum nicht auch wahnwitzige Diktator oder Despotismus?

Im Januar 1935 kam ich nach Kaiserslautern. Am Bahnhof traf ich Kreisleiter Dürrfeld, der jetzt Stellvertreter des Gauleiters Josef Bürckels ist. Er lud mich zu der großen Rede Bürckels ein, und ich hatte Gelegenheit, den ganzen Tag mit deutschen Arbeitern aus der Pfalz und von der Saar zusammen zu sein. Die Pfälzer waren allesamt mit den endlich geordneten Verhältnissen zufrieden. Die Saarländer hatten nur den einen Wunsch: Heim zum Reich! Am Abstimmungstag war ich im Saargebiet, später erlebte ich die Feiern in Koblenz und Köln. „Wir haben nicht gesiegt, wir haben uns nur bestätigt.“ Besser kann man diese Feiern nicht kennzeichnen.

Ich kam nach Hamburg, wo man einige Jahre früher am Abend kaum auf die Straßen zu gehen wagte, weil es dauernd Überfälle und Schlägereien gab. Jetzt war überall Ruhe und Ordnung, überall waren die Menschen zufrieden. Eine alte Arbeiterfrau sagte zu mir: „Heute sind wir wieder glücklich. Mein Mann hat Arbeit, wir haben Brot, und wir haben auch ein Stück deutschen Bodens - Sie müssen unbedingt unsere schöne Siedlung besuchen!“

Im März dieses Jahres habe ich dann auch Pommern kennengelernt, wo ich genau dieselbe Stimmung, dieselbe Begeisterung vorfand und dazu noch eines, über das ich mich herzlich gefreut habe. Die Pommern, die, ehrlich und treu, tüchtige Arbeiter und gute Deutsche

sind, fühlen wahrscheinlich mehr als andere die große Bedeutung eines kulturellen und wirtschaftlichen Austausches mit Schweden; denn die Beziehungen zwischen Schweden und Deutschland sind ja hier am stärksten ausgeprägt, nicht nur heute, sondern bereits seit Jahrhunderten. Schon während der Wikingerzeit sind schwedische Kaufleute oftmals nach Pommern gefahren - und daß sie mit solchen Fahrten zufrieden waren, ist so gewiß, wie diese Verbindungen noch heute leben und blühen.

„Ich möchte gern einmal nach Schweden fahren“: Diesen Wunsch hört man häufiger in Pommern als irgendwo anders in Deutschland. Sie sind herzlich willkommen, denn sich gegenseitig kennenzulernen, das ist in unserer Zeit notwendiger denn je. Es gibt Menschen genug, die gern und schnell urteilen, ohne gerade die Dinge zu kennen, über die sie urteilen - und darum gibt es auch manchmal so schlechte, so irrierte Urteile. Und ebenso sollten wir Schweden unbedingt mehr nach Deutschland fahren: wer einmal Deutschland in all seinen Teilen richtig kennengelernt hat, der glaubt nicht mehr der manchmal so lächerlichen Hetzpropaganda, die leider noch oft genug vorkommt.

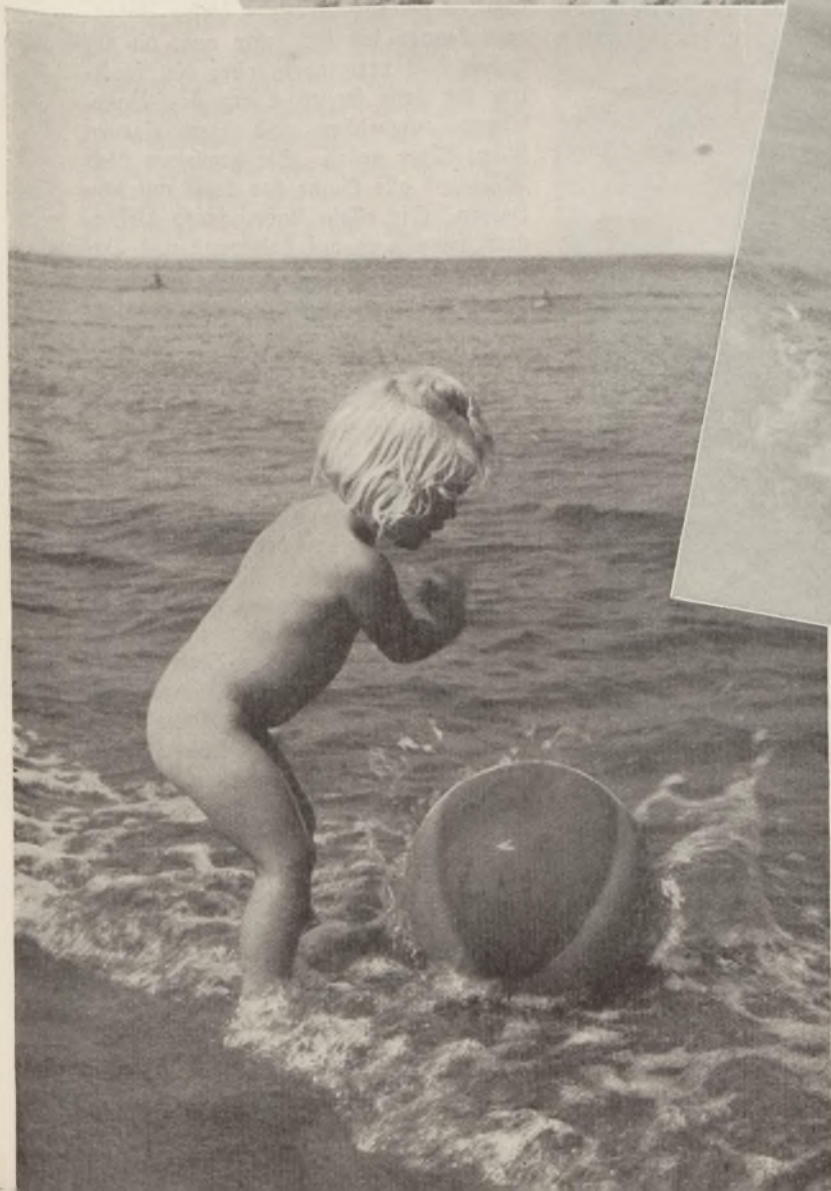
„Was sagen Sie von der nationalsozialistischen Bewegung in Deutschland?“ fragte mich ein Schwede, als ich von meiner letzten Deutschlandreise in meine Heimat zurückkehrte.

Es gibt in Deutschland keine nationalsozialistische Bewegung mehr, antwortete ich. Nationalsozialismus ist heute ein Teil des echtdeutschen Geistes geworden. Kein Deutscher mehr, der nicht nationalsozialistisch denkt. Doch das verstehen nur diejenigen, die Deutschland kennen und verstehen wollen.

Damit habe ich nicht gesagt, daß der deutsche Nationalsozialismus für Schweden paßt. Die Verhältnisse sind ja bei uns seit langen Zeiten ganz anders gewesen, und es ist die große Aufgabe jeder Nation, selbst ihre Schwierigkeiten zu beseitigen und die Mittel und Wege dafür zu finden. Vieles können wir aber vom heutigen Deutschland lernen, und vor allem müssen wir unbedingt eines lernen - Deutschland zu verstehen!

Pommerland Ostseestrand

P.S.

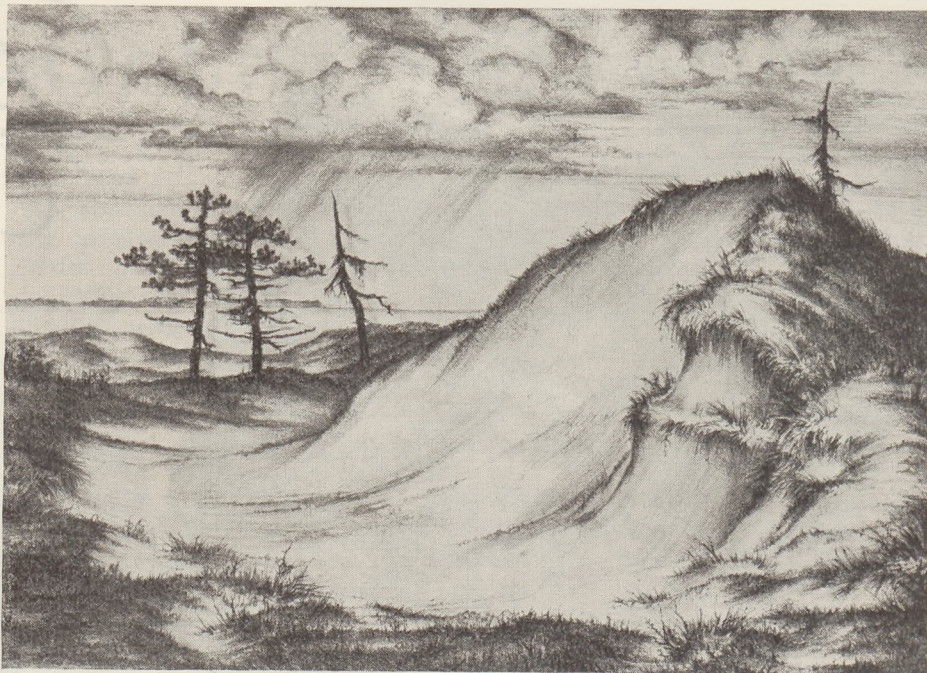


Sonne über dem langen Saum des pommerischen Ostsee-
strandes!: das bedeutet Lust und Freude, das ist Glück
und Erholung! Da tummeln sich die Menschen im welligen
Wasser, losgelöst von Großstadt und Alltag — um hernach
mit neuer Spannkraft heimzukehren — und dann wieder-
zukommen in das wundervolle Land am Meere!

NORDISCHES Rügen

P.S.

Zur Stralsunder Ausstellung: „Rügen
in der Landschaftsmalerei der Gegenwart“



Joachim Daerr, Putbus: Schmale Heide (Lithographie)

Unsere größte Insel Rügen hat mit ihrer Erschließung seit je die Deutschen aller Gauen Sommer für Sommer durch ihren eigenartigen Reiz gelockt. Kein geringerer als Ernst Moritz Arndt hat ihre Schönheit besungen, und viele mehr oder weniger berufene Dichter sind seinem Beispiel gefolgt. Ihnen schlossen sich in der Verherrlichung des Landes seit

dem 19. Jahrhundert die Maler an, und seitdem ist die Insel und ihre vorgelagerte Tochter Hiddensee von den Meistern des Pinsels und des Stiftes, des Stiches und der Radierfeder nicht mehr leer geworden.

Es muß deshalb etwas Besonderes an ihr sein, das sie vor ihren vielen Schwestern in der Ost- und Nordsee auszeichnet.

Aber von diesem Besonderen zeigt sich nur ein geringer Teil dem, der ein paar sonnige Sommerwochen in einem der bekannten Badeorte weilt - dieses Besondere kennen bis ins letzte nur, die ihr Leben dort verbringen, oder die Künstler, die dem frohen Lärm des Badelbens ausweichen und ihre eigenen stillen Wege gehen. Sie gewinnen über Auge und alle Sinne das Land mit dem Herzen. Sie allein finden jenes Besondere, bannen es auf Leinwand und Papier, und die Menschen, die Rügen zu kennen glauben, staunen, wieviele Gesichter dieses Land hat.

Das aber ist das Wesen Rügens, daß es die Merkmale aller deutschen Landschaften in sich zu vereinen scheint und dennoch seinen unverwischbaren Charakter, seine Einmaligkeit zu behaupten vermag. Herbheit und Härte zeigt das Eiland dort oben an der Nordspitze, wo die Winde ungehindert über die weiten Flächen stürmen können, wo die See seit Jahrtausenden geifernd an der Steilküste nagt und doch nur wenige Brocken zwischen ihre gierigen Zähne bekommt. An die Lieblichkeit des deutschen Mittelgebirges wird man in dem hügeligen Innenland, den alten Buchenwäldern der Ostküste erinnert. Die fetten Weiden und die fruchtbaren Felder, zwischen denen eilige Bäche fließen, gemahnen fast an den Reichtum bayrischen Landes.

Diese Beobachtungen drängen sich dem noch deutlicher auf, der Gelegenheit hat, den Ablauf des Jahres auf der Insel zu



Anneliese Auffermann, Berlin: Fahrweg am Bodden (Aquarell)



Egon v. Kameke, Potsdam: Wintertag auf Rügen (Aquarell)

verfolgen. Ja, selbst der einzelne Tag vermag in seinem Abrollen das Antlitz des gleichen Landschaftsauschnittes unerwartet und unberechenbar zu verändern. Kaum anderswo beeinflussen die Gestirne des Tages und der Nacht, der Gegensatz von leuchtender Himmelsbläue und finsternem Wolkengrau die Gesamtstimmung so, wie hier an der Übergangsstelle von Nord zum Süd, von Festland zum Meer. Es kann sein, daß man sich in einer klaren Mittagsstunde unter den Himmel Italiens veretzt glaubt, daß man an einem verhangenen Morgen den melancholischen Hauch Schottlands verspürt. Doch alle diese Beziehungen und Erinnerungen vermögen nicht den eigentlichen Charakter des meerumrauschten Landes zu verwischen. Die einzelnen Züge, ob freundlich oder düster, verbinden sich stets zu einem bestimmten Gesicht, das vom Widerstand des von Menschen und Naturgewalten seit Jahrtausenden umkämpften Bodens seinen unvergänglichen Ausdruck erhalten hat. Wenn man irgendwo an der Ostsee vom nordischen Charakter einer Landschaft spricht, so gilt dies vor allem für Rügen.

Eine Sammelausstellung von Gemälden nach rügischen Motiven muß also daraufhin beurteilt werden, inwieweit sie dieser besonderen Eigenschaft gerecht wird. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man die Sammlung, die Dr. Fritz Adler im Stralsunder Heimatmuseum zusam-

mengestellt hat, vorbehaltlos bejahen. Die erste in ihrer Art, bildet sie mit annähernd 100 Werken von 35 deutschen Malern und Graphikern eine Auslese des künstlerischen Schaffens zu dem Thema „Rügen in der Landschaftsmalerei der Gegenwart“.

Ein flüchtiger Gang durch die Ausstellung zeigt schon, wie verschiedenartig die einzelnen Maler das rügische Land sehen. Man sage nicht, daß dafür die Auffassung oder gar die Technik allein bestimmend seien - nein, es sind Boden und Atmosphäre, die so viele Gegenätze bergen, daß sie sich in jedem Empfinden spiegeln können. So begegnen wir der ganzen Skala der Lebenseinstellungen vom Heldischen bis zum Verträumten - aber, und das ist das Erfreuliche, wir stoßen niemals auf Sentimentalität. Weil für Weichlichkeit auf der Insel kein Raum ist, weil auch der vielleicht dazu neigende Künstler durch ihre gesunde Kraft mitgerissen wird.



Felix Krause, Berlin: Sturm auf dem Vilm (Öl)

Dagegen ist wohl die Möglichkeit gegeben, die Zartheit mit den feinsten Mitteln auszudrücken. Da sind ein paar Tuschezeichnungen von Peter Fischer, Berlin. In ihnen ist auf jede Kleinmalerei verzichtet. Die ausgeglichene ist „Kap Arkona“. Hingehaucht sind die Umrisse der Steilküste. Die flimmernde Luft hat das ins Ferne schauende Paar aller Körperlichkeit entkleidet. Unendliche Himmelsweite tut sich auf, dem Beschauer die Freude des Freiseins, die Abgelöstheit von aller Erden schwere vermittelnd. - Zartes Empfinden atmen auch die Aquarelle von Walter Georg Stöckmann, Stettin, sei es das „Fischerboot auf Strand“, eine Studie abendlicher Dämmerung, die durch die Größe des Ausdrucks gefangen nimmt, seien es „Bug und Klüver eines Kuffs“, gleich reizvoll in Farbe und Zeichnung, oder die liebevoll und behutsam ausgeführten Pflanzenstücke. Am tiefsten aber prägt sich der „Fischerjunge mit Harmonika“ ein; der ganze Zauber nordischer Abendverträumtheit ist über dieses Bild ausgegossen. - Von Willy Jaeckel, Berlin, sind zwei Pastelle zu finden, „Dünen bei Vitte“ und „Steilhang (Nordküste Hiddensee)“, in denen das Problem, die Wucht der Landschaft mit dem weichen Schmelz der Farben zu vereinen, auf das Glücklichte gelöst ist.

Könnte man die bisher Genannten als die Lyriker der Ausstellung bezeichnen, so bildet den Abergang zur Ballade Karl Böck, Stralsund. Erstaunlich ist, wie der Künstler in seinem „Waldinneren auf dem Vilm“ das Wesentliche dieses Urwaldes herauschält: den leichten nach der Ferne verstärkenden Dunst und die Klarheit der lebendigen Sonnenflecke auf dem schattigen Boden. Gewisse Beziehungen

zu ihm bestehen bei Erich Jaeckel, Bansin. Diesen lockt in seinen Seeestücken die Spiegelung der Schiffe im bewegten Wasser, die seiner Freude an satten Farben entgegenkommt.

Eine besondere Stellung nimmt Joachim Daerer, Putbus, ein. Vor seinen Zeichnungen und Lithographien sollte man nicht glauben, daß ein Achtundzwanzigjähriger solche künstlerische und technische Reife erlangt haben kann. Nicht das Äußerliche ist für die Erinnerung an die Meister des ausgehenden Mittelalters entscheidend, sondern die hohe Verantwortung, mit der - man möchte sagen: jeder Strich gezeichnet ist. Dabei trägt die Auffassung eines jeden Vorwurfs den Stempel der Größe und Einheitlichkeit. Als Beweis seien die Blätter „Kreideküste“ und „Schmale Heide“ genannt.

Auch an den Zeichnungen von Ulrich Lewin, Stettin, überzeugen Ursprünglichkeit und sicheres Erfassen der Grundstimmung. Die beiden Pastelle „Rügenküste bei Varnkevit“ geben der oft gesehenen Strandkieser und dem sturmzerfetzten Dornbusch ein neues Leben. - Anneliese Aufermann, Berlin, stellt eine Anzahl von Aquarellen aus, die zu den eindringlichsten Stücken der Sammlung gehören. Über ihren Bildern steht die helle Sonne, die scharf begrenzte Schatten auf klare Lichtflecke wirft und Farben wie Formen rein und streng erscheinen läßt. Dennoch sind diese Bilder weit von Nüchternheit entfernt, sie zeigen Kühnheit und Farbenfreude, vor allem „Fahrweg am Bodden“ und „Häuser in Neuendorf“.

In drei Lithographien tritt Alexander Kanołdt, Berlin, den Beweis an, daß er Meister in der Beherrschung der gro-

ßen Formen ist. Seine Zeichnungen verkörpern die Widerstandskraft der Insel, die so stark den Angriffen der See ausgesetzt ist. Diese Landmassen sind unerschütterliche Vorposten, fest in dem Urgestein wurzelnd, trotzige und narbenbedeckte Krieger. - Anders, doch nicht weniger deutlich sprechen die Aquarelle Egon von Kamekes, Potsdam, von dem Beharrungswillen der Insel. Der rügische Mensch ist kaum in der Ausstellung vertreten, aber hier erkennen wir ihn. So baut nur der Bauer Häuser, über dessen Scholle Stürme und Kriege hinweggetobt sind. An den Boden geschmiegt, doch stolz und kühn in seiner Einsamkeit liegt das „Gehöft auf Jasmund“. Hart stehen die Formen der wenigen Bäume vor dem drohenden Himmel, hell aus den schweren Farben seiner Umgebung leuchtet das Haus, behäbige Heimstätte dem Besitzer, sichere Zuflucht dem bedrängten Wanderer. Im „Wintertag auf Rügen“ glaubt man noch die Spuren des kreisenden Sturmes in den Schneewehen zu erkennen, aber von der Menscheniedlung geht die Ruhe jahrhundertalten Besitzes aus.

Noch viele gute Bilder weist die Ausstellung auf, kaum eine Miene ist darunter. Das Beste, was man von ihr sagen kann, ist die Erfüllung des umfangreichen Programms, das sie durch ihren Titel versprochen hat. Noch mehr: sie zeigt, daß die deutschen Maler, die sich hier in der Darstellung eines kleinen Ausschnittes unseres großen Vaterlandes zusammengefunden haben, das Verantwortungsgefühl gegen sich selbst und das Objekt besitzen, das die Voraussetzung für ein die Gegenwart überdauerndes Schaffen ist.

Ein Schauspieler reiste nach Rügen

Von Wolfgang Iulisch

Von dem Berliner, der vor hundert Jahren seine Ferien an der Ostsee verleben wollte, erforderte dieses, heute so einfach erscheinende, Unternehmen bedeutende Vorbereitungen. Um in den Genuß der Erholung zu kommen, mußte er nicht geringe Anstrengungen ausstehen. Die Eisenbahn Berlin-Stettin wurde erst am 15. August 1843 eröffnet. Bis dahin hieß es, in der Postkutsche sitzen und Staub und Hitze der Landstraße ertragen. Von Stettin nach

Swinemünde fuhr allerdings seit 1826 ein Dampfschiff, und im Jahre 1834, aus dem die hier zusammengestellten Notizen stammen, gelangte man von dort schon in sieben Stunden, ebenfalls mit dem Dampfer, nach Rügen.

Nach der langen Reise aber bedeutete die Ostsee dann für den Badegast ein großartiges Erlebnis. Der hervorragende Schauspieler und Theaterhistoriker Eduard Devrient, ein hochgebildeter und weitgereister Mann, kam 1834 nach

Seringsdorf und fuhr dann weiter nach Rügen. Von dieser Reise besitzen wir Briefe an seine Frau, die sein Erlebnis eindringlich widerspiegeln; „... er würde glauben, in Italien zu sein, an manchen Punkten wenigstens“, schreibt er.

Besuch bei Karl Loewe

Devrient hielt sich zunächst in Stettin auf, wo er Karl Loewe besuchte, dessen Ruf weit über Stettins Mauern hinausgedrungen war. Wenig gut schnitt die Frau des Komponisten dabei ab:

„Mittags bei Loewe kein Gespräch als über die Berliner Oper... Die Frau malt in Öl, nicht übel, aber ihre Kinder sahen sehr übel aus, und als ihr kleinstes Kind im Nebenzimmer sehr schrie, fragte

sie erst nach einer Viertelstunde das ein-tretende Mädchen, warum das geschehen, und ob die Amme nicht da sei . . . Wir musizierten zusammen. Ich sang Geisterleben, Loewes Frau sang mehrere recht hübsch, vorzüglich mit scharfer Aussprache."

Am so anmutiger war das Bild des Stettiner Hafens: „Gestern morgen gingen wir dann . . . auf das Bollwerk, einen langen Quai an der Oder, wo unzählige prächtige Schiffe lagen . . . Es war Fischmarkt dazu, alles wimmelte von Booten, und viele schwarzbesegelte Ewer gingen mit dem Strome und dem Südwestwinde bei uns vorüber, als wir unterhalb der Stadt auf dem Mühlberge standen, unter uns die Schiffswerften, die schön aufsteigende Stadt und der Wald der Masten auf der Oder vor uns."

Heringsdorf, unglaublich schön

Dieses reizvolle Bild war eine rechte Vorbereitung auf die starken Eindrücke der See selbst. „Glücklich, heiter und exaltiert" nennt er die Stimmung, in die er und seine Bekannten geraten, als sie „ . . . in Heringsdorf eine überraschend, in diesem Himmelsstrich unglaublich schöne Gegend gefunden . . . Erstens hat man von dem mit schlanken hohen Buchen bewachsenen hohen Ufer einen weiten, weiten Blick auf das offene Meer, das hier eine hohe Horizontlinie hat und gestern von unsäglich schöner tiefblauer Farbe war, ja gegen Abend durch die schlanken grauen Buchenstämme wie das brillante Bremerblau aussah, womit man die Stuben malt. Nun befindet man sich aber obenein auf ganz hügeligem Boden, in dessen Tiefen überall Fischerhäuser schön umbuscht stehen, einige kleine Landseen blinken zur Seite, und im Rücken hat man den schönsten Buchenwald, den ich bis jetzt sah. Die ganze Gegend hat so etwas künstlerisch Geordnetes, jedes Stückchen davon gruppiert sich zum schönsten Bilde, und überall, aus jedem Einschnitt des Bodens, ragt die See in ihrer unendlich schönen Horizontallinie hervor."

Besonders die Abende waren unvergleichlich. „Spät fuhren wir zurück, dicht an dem stärker brausenden Meere. Hinter uns glühte das Abendrot, hinter den Waldhöhen von Heringsdorf, rechts über dem Walde stand der Vollmond, links breitete sich die mächtig dunkle Fläche des Meeres aus und trieb immer und immer wieder die breiten Wellen schäumend an den Ufersand und treibt sie so die ganze Nacht und so jahraus, jahrein, - das ist ein Gedanke zum

Schwindlig werden. Über das Meer hin leuchtete die Lampe des Leuchtturms wie eine Feuerkugel, es war unaussprechlich schön."

Das Sommerleben in den Stranddörfern der Ostsee war allerdings weder billig noch leicht einzurichten. Seine Ansprüche an Unterkunft und Verpflegung mußte man weit herabschrauben, und als Therese Devrient, von den Schilderungen ihres Mannes verlockt, zwei Jahre später ebenfalls nach Heringsdorf fährt, klagt die Hausfrau:

„Mit unseren Wirtschaftsangelegenheiten sind wir nun im Stande, sie waren schwierig und kostspielig, da ich viele Boten dazu gebraucht, denn noch ist's in Heringsdorf wie auf Robinsons Insel . . . Mit dem Trinkwasser ist große Not, die Brunnen sind entfernt, der Krausensche fast nur von starken Männern zu drehen, und die bergigen Wege kann Karoline kein Wasser tragen."

Allzu viele Gäste fanden sich nicht ein. In einem Brief wird Ende Juni ausdrücklich verzeichnet: „Gestern Abend sind zwei Familien hier angekommen." Es entbehrt nicht eines pikanten Reizes, daß sie schon damals hinzusetzt „aber berlinisch und dreist", wobei wir bei der damaligen Beherrschung der Berliner Gesellschaft durch Juden ruhig annehmen können, daß „berlinisch" hier die auch uns aus vergangenen Jahren sattfam bekannten jüdischen Ausschreitungen bezeichnen soll.

Seekrankheit und Segelkünste

Auch das Meer offenbarte bei näherer Bekanntschaft seine Tücken. Im heftigen Nordost tanzte das Schiffchen auf der Abfahrt nach Rügen hin und her und: „Der Todesschweiß brach mir aus, ein widriger kolikartiger Schmerz stieg mir bis in den Kopf und - heraus mußte das Geheimste, was ich unter dem Herzen hatte."

Doch die neuen Bilder rüttelten ihn immer wieder auf:

„Hin und wieder erhob ich mich, wenn es etwas zu sehen gab, z. B. die Ankunft eines Lotsen, der von einer nahen Insel herangeschifft kam, in einem Segelboot, das, leicht wie eine Nußschale, auf den Wellen tanzte, oft mit dem Rumpfe ganz hinter den Wogen verschwand, in einem Halbbogen unser Schiff umkreiste, wie ein gewandter Kavallerist heranzereitet, mit ein und demselben Winde die entgegengesetztesten Wendungen, immer mit straffen Segeln machte, ganz schräg liegend, den einen Rand des Fahrzeugs

auf dem Wasser, daß die anbrechenden Wogen es ganz überschäumten. Und nun nestelte sich der Kahn auf einmal an unser Schiff, der Lotse sprang auf unsern Bord, und das Boot war schon wieder weit von uns, ehe man sich besann, wie alles geschehen."

Appiges Land

Von Rügen scheint sich Devrient merkwürdige Vorstellungen gemacht zu haben und war nun angenehm enttäuscht:

„Ich hatte vermutet auf Rügen Sandstrecken und wüste Heide überall zu finden, nun aber fuhren wir auf festen Wegen zwischen Feldern mit dem üppigsten Getreidewuchs und den düftigsten, in reichen Farbensmelze blühenden Futterkräutern, in denen überall gesponseltes Vieh sich seinen Kreis herausfrißt. Die Dörfer sind überall nett, reinlich, fast den Hamburgischen zu vergleichen, helle Fenstercheiben, sauberer Anstrich. Vor den meisten Türen schöne Bäume, besonders Eschen mit schlanken, hohen Stämmen und sehr malerischen Kronen. Viele Leute gingen und fuhren, die Frauen schwarz gekleidet, nach den entfernten Kirchen, in manchen Häusern wurde der Sonntag der Reinlichkeit gewidmet, Hausrat und Betten standen und lagen außen in der Sonne, und drinnen wurde gefegt und gescheuert."

Dennoch kam auf der Rundfahrt im Wagen die Romantik nicht zu kurz. Die Reise führte auch in einsame Gegenden:

„Der Landstrich heißt die Schabe und ist freilich schäbig genug. Oder, trauriger Sand mit spärlichem Seeschilf, höher hinauf Heidekraut und etwas kurzes Nadelholz. Die Möwen fliegen kreischend umher, Seeschnepfen in großer Zahl, auch eine Schar großer Grafschänke mit roten Schnäbeln flog mit schwerfälligem Flügelschlag vor uns auf."

„ . . . und eilten weiter immer südlicher am östlichen Strande entlang über die schmale Heide, abermals eine ganz wüste Landenge, die mir in der Dämmerung des Abends noch öder vorkam als die Schabe. Viele Beschreibungen Walter Scotts fielen mir hier ein. Aus dichtem Heidekraut wuchsen weiterhin kleine Kiefernbüsche auf, und je dunkler es wurde, je geschäftiger war die Einbildungskraft, die wilde geheimnisvolle Ode graulich zu beleben. Das Holz wuchs immer höher, wurde dichter, und bald befanden wir uns bei mondheller Nacht in dem Walde, die Granitz genannt, in dem alle Holzarten gemischt stehen, voll Unterholz und Farnkraut, recht ein Aufenthalt für Wild, das auch in großer Menge hier ist."

Schwierige Fährmanöver

Interessant ist, wie die Überquerung des Jasmunder Boddens auf dem Wege von Bergen nach Stubbenkammer vor sich ging:

„Wir mußten über hundert Schritt in die leichte See hineinfahren, dann kam das breite Boot heran, man ließ erst uns, dann die abgespannten Pferde hineinsteigen, dann hob man den Wagen mit Bäumen auf den Rand des Fahrzeuges und band ihn so mit Stricken fest, daß ein Hinter- und ein Vorderrad im Wasser, die andern im Boote sich befanden. So ruderten wir hinüber.“

Der Höhepunkt der Reise war der Besuch von Stubbenkammer: „Stubbenkammer ist nun freilich von überraschend großartiger Schönheit. Hohe Kreidefelsen ragen vom steinigen Strande aus dem grünen Schoße prächtiger Buchen heraus, selbst gekrönt von dem schönsten Buchenwalde, und die kühnen Umrisse ihrer steilen Abhänge setzen sich blendend weiß von den tiefen Farben der See ab, die hier in den schönsten Farben spielte. Unten am Strande, in der schwindelnden Tiefe von der heftig schäumenden Brandung, die den Meerstrand aufwühlt, bräunlich gefärbt, wird sie dann nach dem Horizont aufsteigend gelber, grüner, leuchtend wie der Chrysopas, dann blau, lila und schließt zuletzt mit der immer gleichen und immer neu anziehenden geraden Linie tief, tief blau ab. Dazu war die See erregt, und von den Wellen

sahen wir nun, von der Höhe hinab, nichts als den weißen Schaum auf-tauchen und verschwinden weit über die ganze Fläche hin, als ob tausend Lämmerchen sich badeten.“

Pommersche Menschen

Ein besonderes Lob zollte der reisende Schauspieler den Menschen, die ihm begegneten, und wir Pommern können ein wenig stolz darauf sein.

„Dazu sind die Leute von sehr schönem Schlage, Männer, Weiber und Kinder. Offene, kräftige Gesichter mit muntern Augen; häufig wiederkehrend sind sehr hübsch aufgestuzte Nasen, die mir hier zum ersten Male gefallen und manchem Mädchen allerliebste stehen . . . Obenein sind die Leute sehr freundlich, gutherzig, dienstwillig und selbst in Gasthäusern gar nicht eigennützig.“ Und:

„Die Mönchgüter haben noch viel von ihrer Eigentümlichkeit und Einfalt. Wir ließen uns Milch und Schwarzbrot in einem Bauernhause geben . . . Die Tochter des Bauern saß am Webstuhl, der für das Bedürfnis des Hauses sorgen muß. Die Leute sind sehr freundlich, offen, gemütlich und schön. Das Verhältnis der Mutter zu den Töchtern hatte etwas so Rührendes und Liebevollendes, daß diese Zartheit bei dieser Roheit des Kulturzustandes mich überraschte.“

Die scheinbar vorgefundene „Roheit des Kulturzustandes“ zeigt in dem Ur-

teilenden allerdings ganz den in den ersten gesellschaftlichen Kreisen verkehrenden Berliner. - Die Frau weiß zwei Jahre später die Art und Haltung der Heringsdorfer Kinder gegenüber der Berliner Schuljugend recht wohl herauszustrichen:

„Nun kamen noch die Kinder aus der Schule in Neuhaff mit ihren Gesangbüchern oder dicken, schmutzigen Bibeln unterm Arm durch den Wald und grüßten und antworteten freundlich im Vorübergehen; das glaube ich, da müssen wohl die frommen Sprüche, die sie eben gelernt, noch Eindruck machen, wie friedlich und hübsch gingen die Kinder auch nebeneinander, wenn ich dagegen mir die Leipziger oder Kochstraße (in Berlin) denke, wenn die Kinder aus der Schule kommen; die Mädchen in langen Reihen geziert und unausstehlich, die Jungen roh und unbändig, es ist doch schrecklich, wie wir von der Natur so ganz abkommen, und mit schmerzlichem Bedauern denke ich mir schon, wie das gemüthliche Völkchen hier auch so verdorben werden wird.“

Diese Befürchtung hat sich ja nun, Gott sei Dank, nicht erfüllt, obschon die Ostsee ein bevorzugtes Ausflugs- und Reiseziel geworden ist. Unsere Art hat sich gut gehalten, und man kann auch heute nach hundert Jahren dem Lob, das Land und Leute an der Ostsee von Eduard Devrient erhalten haben, nichts hinzusetzen oder nehmen.

Carl Adolf Lorenz

Zum 100. Geburtstage des pommerschen Komponisten

Zum erstenmal wird der 100. Geburtstag eines pommerschen Meisters der Töne festlich begangen. Was kennt und hört aber die heutige Musikwelt von Carl Adolf Lorenz, dem am 13. August unser treues Gedenken gilt? Was bedeutet ihr dieser Name, dem sie wohl in den Annalen der Musikgeschichte begegnet, ohne einen sonderlichen Eindruck davon zu gewinnen? Was besagt es schon für sie, daß man in Pommern sich eben anschickt, den Manen seines größten Komponisten zu huldigen? Gibt es doch selbst hierzulande nur wenige noch, die Lorenz persönlich gekannt und unter seinem Chorstabe gesungen haben und denen sein umfang- und erfolgreiches

Tonschaffen vertraut geblieben ist. Als einer dieser wenigen freue ich mich, den 100. Geburtstag des Meisters, der mich zu seinen intimsten Freunden zählte, weil ich seit 1897 unentwegt in Wort und Tat fördernd für ihn und seine Muse eingetreten bin, erleben und seine wahrhaft geniale Bedeutung erneut künden zu können.

Auf Carl Adolf Lorenz hat sich das musikalische Talent seiner Ahnen vererbt. In seiner von mir angeregten, längst vergriffenen *Selbstbiographie* „Einer und bald Keiner“ erzählt er: Der Urgroßvater sei städtischer Musikdirektor in Schönfließ gewesen und der Großvater, zuletzt Konrektor in

Treptow (Nega), habe vorzüglich Orgel, Klavier und Geige gespielt und Kantaten, Präludien und Lieder komponiert. Von diesem glaubt Lorenz auch seinen Ahnen, den er namentlich während seiner Kösliner Gymnasialzeit als gewandter Turner, leidenschaftlicher Pistolen-schütze und waghalsigen Schwimmer, aber auch seinen Lehrern und Schulkameraden gegenüber an den Tag legte, geerbt zu haben, vielleicht auch von jenem Stammvater Lorenz von Köckeritz, der einst als Schnapphahn in der Lüneburger Heide sein raubritterliches Dasein führte. Seine Eltern, Geh. Regierungsrat Dr. Adolph Lorenz, und Karoline Wichmann, Tochter eines Kösliner Konsistorialrates, gehörte das Haus Am Markt 18 in Köslin; hier kam Carl Adolph am 13. August 1837 als ihr einziger Sohn zur Welt und genoß alle erdenkliche Freiheit und Erfüllung seiner Wünsche. Als Kind und Knabe ein ganz eigener, wilder und

unbändiger Mensch, neigte er doch mehr zum Sinnieren und Fabulieren und gab sich mit Vorliebe dem Phantasieren auf dem elterlichen Klavier, das ihn sogar in die Ferien am Strand in Bauerhufen begleiten mußte, und schon sehr früh dem Komponieren hin. Von seinem ersten Werk, einer Polka-Mazurka, berichtet er in der Selbstbiographie: „Noch jetzt weiß ich das Thema: es gleicht Note für Note dem zweiten Thema aus der später aufgefundenen h-moll-Symphonie Schuberts im ersten Satz. Die Symphonie lernte ich erst kennen, als ich schon städtischer Musikdirektor in Stettin war. Mein Staunen war natürlich groß, als ich das Thema erblickte.“

Köslin bot zu Lorenz' Schulzeit keine ausreichende musikalische Anregung für das so empfängliche Gemüt. Klavierunterricht erteilten ihm an Hand mangelhafter theoretischer Werke Lehrer Menzel und Pianist Nebe. Erst mit der Berufung seines Vaters an die Regierung in Stettin im Jahre 1853 kam Carl Adolf in eine geistig fördernde Atmosphäre, er trat als Sekundaner in das Marienstifts-Gymnasium ein und wurde Privatschüler des Musikdirektors Heinrich Triest, eines tatsächlich verkannten Genies. Diesem verständnisvollen Kompositionslehrer verdankt er die Grundlage seines musikalischen Wissens und Könnens. Im Herbst 1857 bestand er mit Befreiung vom Mündlichen das Abitur; am gleichen Tage erhielt er den Auftrag, zum 25-jährigen Bestehen des Schülergesangvereins, der bereits seine ersten Männerquartette aus der Taufe gehoben hatte, das Gedicht „Kunst in der Schule“ von Ludwig Giesebrecht in Musik zu setzen.

Auf Grund guter Empfehlungen verschaffte sich Lorenz als Student der Philosophie an der Universität Berlin und als Musikschüler von Siegf. Wilh. Dehn und Prof. Friedrich Kiel, einem der damals bedeutendsten Komponisten, Eingang in einflussreiche Musik- und Gesellschaftskreise, die bald auf seine pianistische und tonschöpferische Begabung aufmerksam wurden. Bei der Schiller-Feier (1859) der Universität durfte er zwei eigene Kompositionen, eine Kantate und einen Festgesang, und bei ihrer 50jährigen Stiftungsfeier (1860) seine Festouvertüre selber dirigieren. Manchem Künstler wäre eine solche Ehre zu Kopf gestiegen; Lorenz jedoch entsagte allen Gelüsten nach Weltruhm. Nach seiner Promotion 1860 in Leipzig zum Dr. phil. schlug er sich als Klavierlehrer in Berlin schlecht und recht durch, gründete und leitete den Akademischen

Beethoven-Verein, war kurze Zeit Dirigent des von Meixner'schen Gesangvereins und folgte Februar 1865 einem Rufe nach Stralsund als Leiter des Musikvereins und Organist an St. Marien. Dann kam die entscheidende Wendung: man fand ihn 1866 in Stettin für würdig, Amtsnachfolger des viel kränkenden und zur Ruhe gesetzten städtischen Musikdirektors Carl Loewe, des Meisters der Ballade, zu werden. Der von ihm noch im selben Jahre gegründete Stettiner Musikverein wurde bald zu einem Kultur- und Nachtfaktor, dessen ausgezeichnete Chor- und Sinfonie Konzerte unter seiner Leitung ein bleibendes Ruhmesblatt in der Geschichte Stettins bilden.

Trotz dieses umfassenden amtlichen und künstlerischen Arbeitsfeldes hat C. Ad. Lorenz - so signierte er seine Veröffentlichungen - bis in sein hohes Alter hinein uns eine Fülle eigenen Tonschaffens beschert, das seinen Namen in die deutschen Lande hinein und weit darüber hinaus trug. Es verging seit 1875 kaum ein Jahr, in dem nicht eines seiner abendfüllenden Chorwerke irgendwo zur Aufführung gelangte. Sein erstes war „Otto der Große“ (Opus 20, Text von Otto Conrad Zitelmann), Kaiser Wilhelm I. zugeeignet; es läßt bereits die dem Komponisten charakteristische Eigenart und Urwüchsigkeit der Erfindung, innere Vertiefung und den kunstvollen Aufbau erkennen. Selbst in der französischen Schweiz wurde dieses Werk beifällig aufgenommen. 1885 folgte „Winfried“ (Opus 30, Text von F. Herbst) - ein Werk, das schildert, wie Winfried den Hessen die Lehre des Christentums bringt. Trotz einer 1916 vorgenommenen Umarbeitung und einer in dieser neuen Fassung sehr erfolgreichen Aufführung durch den Augsburger Oratorienverein unter Prof. Wilhelm Weber hat Lorenz das Werk aus der Öffentlichkeit zurückgezogen.

Dem Stettiner Musikverein zum 25-jährigen Bestehen (1892) widmete der Meister sein drittes großes Chorwerk, „Arösus“ (Opus 35, Text gleichfalls von F. Herbst), das das tragische Schicksal des reichen Lyderfürsten darstellt und u. a. im 5. Gürzenich-Konzert zu Köln am 19. Dezember 1893 unter Prof. Franz Willners Leitung eine glänzende Aufnahme fand.

Den bedeutendsten Erfolg erzielte Lorenz mit dem im Melodienreichtum geradezu schwelgenden Oratorium „Die Jungfrau von Orléans“ (Opus 44), das als die bisher glücklichste Ver-

tonung des Schiller'schen Dramas zu gelten hat und das in zahlreichen Städten wiederholt, in Görlitz sogar dreimal von der dortigen Singakademie aufgeführt wurde. Von 1897 bis zum Ausbruch des Weltkrieges 1914 waren über 70 Aufführungen zu verzeichnen. Man weiß nicht, welchem Chor, welcher Arie, welchem der zahlreichen Instrumentalsätze man den Vorzug geben soll - der Gesamteindruck ist so hinreißend und packend, daß jeder Hörer im Banne dieser schönen Tondichtung steht.

Mit der Passions-Kantate „Golgatha“ (Opus 65, Dichtung von C. Lülmann) war unserem Landsmann nach dem Urteil maßgebender Kritiker ein kühner Wurf gelungen in der Behandlung des Orchesters, und zwar hinsichtlich eines Ausgleichs zwischen dem alten kirchlichen Stile und einer zeitgenössischen Tonsprache. Immer wieder wird seine kontrapunktische Überlegenheit hervorgehoben, und doch blieb gerade „Golgatha“ hinter den Erwartungen zurück; kaum ein Dutzend Aufführungen war ihm beschieden, seit es der Stettiner Musikverein 1902 zuerst gebracht hatte.

Aber noch einmal leuchtete der Name Carl Adolf Lorenz hell auf, als sein letztes Oratorium „Das Licht“ (Opus 80, Text von Hermann Ploetz), das als sein stilistisch einheitlichstes und großangelegtestes Chorwerk bezeichnet wird, von 1907 ab die Kunde durch die Konzertsäle machte. Als Siebzjähriger hatte er es geschaffen mit einer gesteigerten Frische, Erfindung und Kraft. Dieses Werk mußte gerade in der heutigen Zeit seine Wiederauferstehung erleben; bildet doch den Mittelpunkt seiner Dichtung die Entwicklung der Menschheit mit ihrem germanischen Naturgefühl zur Höhe befreiender Wahrheit und Sittlichkeit, wie sie unser Drittes Reich anstrebt.

Wie „Die Jungfrau von Orléans“, hat auch „Das Licht“ überall, wo es erstrahlte, den größten Eindruck hinterlassen und mußte in mehreren Städten sogar dreimal gegeben werden. Wie wenige Komponisten dürfen sich eines so starken Erfolges ihres Schaffens erfreuen!

Mit seinen Bühnenwerken hat Lorenz kein rechtes Glück gehabt; nur „Sara und Theano“ (Opus 50, Oper in 4 Aufzügen, Dichtung von Felix Dahn), erblickte 1893 das Rampenlicht am Hoftheater zu Hannover. Die Handlung spielt zur Zeit der Christenverfolgungen im Anfang des 4. Jahrhunderts auf der Insel Kypros.

Als Meister des einstimmigen Liedes hat sich Lorenz gleichfalls einen guten Namen erworben; „Daz immer min engel walte“ wurde im Volkslieder-Wettbewerb der „Woche“ 1904 preisgekrönt und ist auch als Männerchor beliebt geworden. Eine Reihe plattdeutscher Gesänge auf Texte von Fritz Reuter, Julius Stinde und Walter Schröder werden auch heute noch gesungen. Daneben entstanden klangschöne Frauenchöre, Duette, Terzette und Quartette, gehaltvolle Kammermusik, Orgelstücke in großer Zahl, eine Sinfonie E-dur, ein „Stabat mater“ und „Die Oceaniden“ (Opus 60, Dichtung von Robert Prutz) für Männerchor und Orchester. Nicht unerwähnt sei die Vertonung von Wilhelm Buschs „Max und Moritz“, die, mit Melodien aus Opern

und Operetten alter und neuerer Komponisten eine höchst originelle Arbeit, in gefelligen Veranstaltungen weiteste Verbreitung fand. Es ist bekannt, daß selbst Joh. Seb. Bach, der ehrwürdige Thomaskantor, sich solche musikalischen Späße nicht verkneifen konnte.

Lorenz sind noch zu Lebzeiten mancherlei außergewöhnliche Auszeichnungen und Ehrungen zuteil geworden, an denen sich, dankbar muß man das feststellen, vor allem die pommersche Heimat beteiligte. Sein Geburtshaus in Köslin, dessen Ehrenbürger er 1922 wurde, trägt seit 1912 auf meine Anregung hin eine Gedenktafel, wie in Stettin das Haus Pöhlitzer Straße 11, wo am 3. März 1923 dieses reichgesegnete Künstlerleben nach einer heimtückischen Grippe in den ewi-

gen Frieden einging. In beiden Städten führen Straßen seinen Namen. Den Professor-Titel besaß er bereits seit 1887.

Auf dem Hauptfriedhofe, im Rosenweg, errichtete die Stadt Stettin über der letzten Ruhestätte des Meisters, der an der Seite seiner ihm 1920 nach 53-jähriger kinderloser Ehe im Tode voraufgegangenen treuen Gattin Johanna Elisabeth (geb. Arnold-Eggebert), einer Pastorstochter aus Weitenhagen bei Stolpmünde, bestattet ist, 1927 ein Denkmal, und in der Jakobikirche erinnert eine Gedenktafel an das segensreiche Wirken ihres Organisten Carl Adolf Lorenz, der gleich seinem Vorgänger Carl Loewe über vier Jahrzehnte treulich seines Amtes gewaltet hat.

Erich Müller, Steglitz.

Füchse am Meer

Text und Zeichnungen von Hans Troschel

Der Morgen ist grau und kalt. Schwer und träge lagert Dunst auf dem See. Noch ist kaum ein Laut zu vernehmen, nur irgendwo hängt eine Lerche am Himmel mit ihrem Jubel Lied. Leichter Windhauch, der vom Meere kommt, läßt den Nebel langsam über das Wasser wandern. Dicke Schwaden kriechen vom See her über die flachen Wiesen: steigen, zerteilen sich, und durch die Bäume, die dort vereinzelt stehen, durch ihre harten Arme ziehen die weißen Fäden nur noch als dünne Seidenschleier. Alle Dunstschicht wird beiseitegeschoben. Klar und rein ist die Sicht. Blank schimmert der weite Lebasee!

Auf seiner Oberfläche schwimmt viel Wasservogelvolk. Stockenten, Schellenten und die schwarzweißen Reiherenten. Taucher mit den schlanken Halsen treiben ihr Liebespiel, verneigen sich voreinander und schütteln heftig den Federschopf. Bleßhühner gehen hin und her, immer mit geschäftig tuckenden Köpfen. Lachmöven pendeln dahin, wie Papierschiffchen auf leichten Wellen; weit drüben, vor dem gelben Rohr, schwimmt ein halbes Hundert wilder Schwäne. Blaue Wälder liegen im Hintergrund. Hügelwellen ziehen sich weit um den See, aus ihnen wuchert im Westen der Reveköl - der heilige Berg - steil empor.

Vor dem See, in seiner ganzen Länge - von West nach Ost -, läuft die Lebanehrung. Herb und schön ist dieser schmale Streifen Land, weiße Dünenkegel und Baum- und Buschwerk in vielerlei Grün ist dazwischengetupft. Auf der Nordseite ist das Meer, unentwegt arbeiten dort die Wellen, meist nur leicht spielerisch, zuweilen aber packen sie den Strand an in wilder Luft.

Sonderbar ist, daß diese Landschaft, dieses enge Dünengebiet zwischen Wasser und Wasser, soviel Leben beherbergt. Scheint doch, als bestände die Nehrung nur meist aus flüchtigem Sand, auf dem etwas Grünzeug bescheiden sein Dasein fristet. Doch hat die Natur hier eine Welt geschaffen, die genügend Raum und Nahrung mancherlei Tieren und Pflanzen gewährt. In der Dichtung des Waldes sind Rehe und Hirsche



Hans Troschel '11

zu finden, im Heideland hoppeln Kaninchen und Hasen, in Tümpel und Sumpf - wo auch die Kraniche brüten - sühnen wehrhafte, wilde Schweine. Saftige Wiesen am See sind da für sie alle. Dachse trollen behäbig durchs Kraut und tapfen über die Hänge, immer der schmachhaften Kerse nach. Marder und Iltis machen hier Beute im dunklen Forst. Wiesel und Igel finden, was sie begehren: Echsen, Ottern und Mäuse in Fülle.

Einer vor allem aber ist noch zu nennen - Meister Reineke, der Fuchs! Immer und überall ist er zu spüren - nimmt er doch teil an jedem Geschehen im Bereiche der Nehrung. Auf den Wegen im Walde, durch den Uferschlamm am See, über die schwarze Erde der Sumpfmoores hinweg und viele Kilometer am Strande entlang über die Dünen und Kuppen, durch Senken und Mulden geht sein Tritt, läuft seine Fahrte in fast unentwirrbar endloser Schnur. Aber nicht umsonst legt der Fuchs diese Wege zurück. Entweder er sucht eine Braut im Bereiche der Nachbarsippe - verliebt wandelt er dann die verschlungenen Pfade -, oder er ist unterwegs, um Nahrung zu suchen für sich und die Seinen. Da aber die Zahl seiner Kinder



Hans Trusche L. 1912

groß ist, ist auch der Drang nach Beute in ihm stark, um das Gehege im Bau vor Hunger zuschützen. Fast den ganzen Tag und die Nacht weilt er „draußen“, und alles, was ihm genießbar erscheint, trägt er in eiligem Trabe nach Hause. Einen verendeten Hasen fand er mitten im Forst, nicht leicht ist solch eine Last durch Kraut- und Astwerk zu schleppen.

Gern geht Reineke in die Wiesen am Lebasee, ist hier doch manches zu finden: Mäuse zu fangen und Treibgut am Ufer zu fischen. Einmal holte er dort einen mächtigen Aal aus den Binsen - Fischer hatten ihn fortgeworfen, weil er kein Leben mehr zeigte -, für den Fuchs aber ist dieser Fund ein äußerst begehrteter Bissen. Mit dem glipprigen Tier zwischen den scharfen Zähnen - fest in den Fang gepreßt -, trottet er ab durch das nasse Gelände - Wasser spritzt auf! Seltsam ist dieser Anblick - wie er so heimwärts lenkt: stolz erhoben ist das Haupt, von dem der Aal wie ein gewaltiger Schnauzbart herunterhängt und rechts und links durch die Gräser schleppt. Nicht alle Tage gibt es solch ein Gericht.

Nicht weit vom Strande entfernt ist Reinekes Wohnsitz zu finden, nur über die Vordüne hinweg, in einem mit Kiefern umstandenen Hügel, liegt Malepartus - die Burg. Immer ist gleich zu erkennen, wo die Sippe der Rottröcke haust. Vor ihren Höhlengängen liegen im lockeren Sand und weit umher verstreut eine Menge Dinge, die manches erzählen könnten. Reste von Tieren, die das Meer und der See einst verschenkten oder das weite Dünenland vor Zeiten als Nahrung bot. Hier modern Knochen und Schädelgehäuse - Fellstücken und Teile von Fischen liegen herum -, Federn überall und ganze Flügel sogar hängen im Heidekraut. Nicht - daß der Fuchs nun gesundes Wild, Rehe und Hasen oder Geflügel in Massen verschlingt (wenn er auch mal ein Huhn oder einen Junghasen erwischt!). Nein - alles, was matt ist und krank und nicht mehr Kraft hat zum Leben, findet er leicht und schnell. Er ist ein vorzüglicher Arzt! Würde er nur Mäuse und flinkes

flüchtiges Raubzeug jagen, hätten seine sechs Kinder bald bösen Hunger zu leiden.

Daß alle Rottröcke hier auf der Nehrung dicht am Meere, gleich hinter den ersten Dünen am Rande des Waldes, haufen, hat seinen guten Grund. Bäume, die ständig der Seewind packt und Sturm und Wetter schütteln, wachsen hier - nicht gewillt zu weichen, zu fallen. Mächtige Wurzelarme haben sie über den Boden gespannt und ein ganzes Geflecht aus Strängen und Riemen im Sande versenkt. Meist sind es knorrige Kiefern mit landeinwärts gekämmten Kronen, die so trotzig und kampferprobt ragen. Im Bereiche ihrer Wurzeln baut gern der Fuchs seine Burg, besteht hier doch nicht die Gefahr, daß die Wände sich lockern und stürzen. Außerdem ist zwischen den Stämmen viel wildes Pflanzengewirr; alles, vereint und verwachsen, bildet ein festes Gefüge - ein Dach, hoch über den Bau gewölbt. Hier gibt es Glockenheide und Blaubeerkraut, Krähenbeeren und Bärlapp kriechen über das Moos; würziger Duft des Porstes kommt von den Mulden ringsum. Stiefmütterchen und Veilchen blühen auf kahler Stelle bescheiden im Sand. Das alles ist Reinekes Garten. Wege gehen hindurch, von ihm selbst im Lauf der Zeiten gebahnt. Einer führt schnurgerade in die Dichtung des Forstes, ein anderer läuft vielfach gewunden am Saume der sandigen Hänge entlang, und der dritte und kürzeste Weg geht hinunter zum Meer. Diesen benützt der Fuchs meist ständig am späten Tage; über niedrige Hügel hinweg und durch Dellen hindurch trottet er langsam dahin, verschwindet, um zu erscheinen, und hat bald die Vordüne erreicht.

Lange verweilt er hier nicht, wenn es stürmt und die Dünen wandern. Schön ist der Anblick, wie er dort steht, hoch oben am Hang in den harten, blaugrünen Gräsern. Wind packt ihn an; wie eine Flamme weht sein weiches, gelbrotes Fell; um seinen Körper rinnt feiner fliehender Sand - Sand, den der scharfe Nordwest über die Nehrung jagt. Tief unten am Hang brandet die See. Groß rollen die Wellen heran, und werfen rauschend auf den nassen Strand ihr schaumiges Geschmeide.



Hans Trusche L. 1912

LUDWIG MANZEL

DER POMMERSCHE
BILDHAUER

VON WALTER SCHRÖDER

Ludwig Manzel: Studienkopf (Nationalgalerie)



Es ist wohl jedem eine angenehme Aufgabe, sich mit dem Leben und Schaffen bedeutender Menschen zu befassen. Daß ich hier etwas über Ludwig Manzel schreiben darf, ist mir zugleich eine herzliche Freude. Und zwar nicht nur deshalb, weil Ludwig Manzel mein engerer Landsmann gewesen ist, mit dem ich in den letzten Jahren manche schöne, freundschaftliche Stunde verlebt habe, sondern vor allem deswegen, weil er unter den zahlreichen Künstlern, denen ich im Laufe meines Lebens näher treten durfte, mir einer der sympathischsten und liebsten Menschen war.

Von Jugend auf ist mir Manzels Name vertraut. Schon als Anklamer Gymnasiast hörten wir immer wieder von dem Bildhauer Ludwig Manzel als einem unserer größten und bedeutendsten ehemaligen Schüler. Damals, Ende der 90er Jahre, war ja durch den Stettiner Brunnen sein Name in aller Munde und in allen pommerschen Blättern. Von jenen Tagen an habe ich das Schaffen des Künstlers mit stolzer Freude verfolgt. Oder darf man nicht stolz sein auf den Landsmann, der sich aus den allerbescheidensten Lebensverhältnissen heraus allein durch eigene Tüchtigkeit, durch Fähigkeit und eifernsten Fleiß zu einer solchen

Ludwig Manzel:
Generalfeldmarschall v. Hindenburg
(nach dem Leben).

Höhe des Erfolges und Ruhmes emporgearbeitet hat?

Ludwig Manzel war Pommer, ein echter Pommer. Am 3. Juni 1858 wurde er in Ragendorf im Kreise Anklam als Sohn des Schneiders Georg Manzel geboren. Er selbst hatte an Ragendorf keinerlei Erinnerung; denn schon wenige Jahre später waren die Eltern nach dem etwas größeren, nicht sonderlich weit entfernten Boldekow übergesiedelt. Boldekow hatte Ludwig Manzel noch zu gern einmal wiedergesehen, auch das benachbarte Friedland, wo er seine ersten größeren Jugendeindrücke hatte. Als ich das letztemal - kurz vor seinem Tode - mit ihm zusammen war, verabredeten wir für Mai dieses Jahres eine gemeinsame Fahrt in die Heimat. Ich schlug ihm dabei den Umweg über Stettin vor. „Jawohl“, erwiderte er, „auch meinen Brunnen würde ich zu gern noch einmal sehen“, und er fügte hinzu: „Ich denke, aus der Kesse wird auch bestimmt etwas werden; ich bin doch geistig noch völlig frisch.“ Das letztere stimmte. Der Künstler stand bis in seine letzten Tage auf großer geistiger Höhe.

In Boldekow hatte Manzel seinen ersten Schulunterricht gehabt. Einen ausgezeichneten Unterricht. Mit großer Liebe gedachte er oft seines Lehrers Wulkow, der ihn so gefördert habe, daß er später auf der Anklamer Schule ohne jede Schwierigkeit mitkam. Auch seinem großen Hang zum Zeichnen konnte er bei Wulkow in jeder Weise nachgehen. Dann waren die Eltern nach Anklam gezogen, um hier ihrem Sohn den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen. Von seiner Anklamer Zeit (1867-1875) sprach Manzel nicht gern. Es waren wohl harte Jahre gewesen. Der Vater starb im Mai 1872 an den von den französischen Gefangenen eingeschleppten Pocken. Da war es für die Mutter kein Leichtes, sich und ihren Jungen durchzubringen. Aber es kam der Tag, der dem jungen Ludwig die Erfüllung seines Lieblingswunsches brachte, der Tag, von dem er in seinen Erinnerungen geschrieben hat: „Ich darf Künstler werden, ich bin sehr glücklich.“ Freilich, der Weg bis zu einem gesicherten und sorglosen Leben war noch weit und bitter-schwer. Ludwig ging ihn mit der ganzen Zähigkeit des Pommern.

Auf eine nennenswerte Hilfe von Hause konnte er jedenfalls nicht rechnen, als er 17jährig die Berliner Hochschule für die bildenden Künste bezog. Er mußte sich von vornherein ganz auf sich selbst stellen. Dabei kam ihm außerordentlich zustatten, daß er ein hervorragender Zeichner war. Sein

bedeutendes zeichnerisches Können, worin er sich in Berlin bei Paul Thumann und dann in Paris bei dem berühmten Zeichner Collin noch unablässig weiter fortbildete, schützte ihn fortan vor Not und Hunger. Er konnte sich damit, wie er's selbst bezeugt hat, in all den Jahren, wo ihm die Bildhauerei noch eine brotlose Kunst war, wenigstens das Nötigste zum Lebensunterhalt erwerben. Ludwig Manzel hatte als Niederdeutscher viel Sinn für Humor. So wurde er bald ein geschätzter Mitarbeiter des „Dorfbarbier“, der „Lustigen Blätter“ und vor allem des „Alte“. Mit Hilfe dieser Einnahmen konnte er auch später drei volle Jahre in

Paris bleiben. Erst in der Mitte der 90er Jahre trat dann das Zeichnen in des Künstlers Schaffen hinter den großen bildhauerischen Aufgaben und Aufträgen völlig zurück. Freilich, noch einmal - im Weltkrieg während seines Aufenthalts im Hauptquartier Ost - kam es in großartiger Weise zum Durchbruch. Damals hielt uns der Zeichner Ludwig Manzel, wie die Große Berliner Kunstausstellung im Jahre 1916 bezeugte, viele wertvolle Kampfszenen des Ostens fest, wie z. B. die Eroberung Rownos, die er selbst miterlebte.

Von 1875-1881 besuchte Manzel die Berliner Akademie. In den ersten Jah-



Ludwig Manzel: Brunnen in Stettin
Aufn.: Dr. Oldenburg

ren war der Bildhauer Albert Wolff sein Lehrmeister in der Plastik, zuletzt Fritz Schaper. 1881 trat der fertige Student mit einem Erstlingswerk, der Statue eines Germanen, auf der Akademie-Ausstellung in die Öffentlichkeit. Schon dieses Werk gibt Kunde von dem Willen des Künstlers. Deutsche Kunst will er zeigen. Nichts anderes hat Ludwig Manzel sein Leben lang gewollt. Die

meisten seiner Männer- und Frauengestalten tragen darum bewusst norddeutsches und germanisches Gepräge. Ich denke an die heimkehrende Feldarbeiterin des „Abendliedes“, an die beiden Gestalten der heroischen Gruppe „Der Friede durch Waffen geschützt“, an die Figuren des Stettiner Brunnens oder, um noch ein Beispiel aus des Künstlers allerletzten Lebensjahren zu wählen, an die

Maria seines großen Ölgemäldes „Die Kreuzigung“. Ludwig Manzel war zeit seines Lebens ein Kerndeutscher, gradliniger und aufrechter Mann, der von seiner künstlerischen Überzeugung und damit auch von dem Deutschtum seiner Kunst nie das geringste preisgegeben hätte. Schon von Jugend auf hatte er diese Vorliebe für germanische Gestalten, für die nordische Geschichte und nordische Sagen. Mit dankbarer Freude gedachte er, wenn er darauf zu sprechen kam, unseres Anklamer Geschichtslehrers Professor Harnow, der ihn hierin verstanden und außerordentlich gefördert habe.

Die 80er Jahre blieben für den Künstler Lehr- und Wanderjahre. Anermüdetlich vervollkommnete er sich in dieser Zeit in allen technischen und handwerklichen Grundlagen seines Berufes. Auf dieses handwerkliche Können hat er auch später als Lehrer den allergrößten Wert gelegt. Als er bald darauf selbst Zeichenunterricht gab, und zwar zuerst in der Berliner Fortbildungsschule für Handwerker, ließ er fast immer nach der Natur zeichnen. Eine ganz besondere Bedeutung für alle Anschauung legte er dem Kneten bei. „Da sieht man erst, wie schwer es ist, selber eine Blume zu formen“, sagte er einmal; „zum andern aber lernt man dabei die Form des betreffenden Gegenstandes genau kennen.“ Auch als Lehrer am Berliner Kunstgewerbemuseum (seit August 1898) wie als Vorsteher des Bildhauer-Meisterateliers an der Akademie (1902-1925) maß er diesem werkstattlichen Unterricht und dem Arbeiten nach der Natur, mit andern Worten, der restlosen Beherrschung der Form durch seine Schüler die allergrößte Bedeutung bei. Es war daher auch kein Wunder, daß er selbst sich noch in seinen reifsten Künstlerjahren z. B. viel und gern mit keramischen Entwürfen in Cadiner Ton beschäftigte.

Eine besondere Bedeutung für Ludwig Manzels Fortentwicklung hatte das Jahr 1885, in dem der junge Künstler mit der ergreifenden (jetzt in Stettiner Privatbesitz befindlichen) Gruppe „Am Wege“ - sie stellt eine armselige, blinde Rosenverkäuferin mit ihrem sehnsüchtig nach Käufern ausblickenden Kinde dar - den von Hohrschen Staatspreis und damit die Mittel für einen einjährigen Aufenthalt im Ausland erwarb. Manzel wollte zuerst nach Italien, ging dann aber nach Paris und blieb dort, wie schon erwähnt, drei Jahre, weil er nach seinen eigenen Worten hier alles fand, was er suchte. An diese Pariser Zeit, die er eifrigste zu Studien aller Art ausnutzte, hat er immer gern

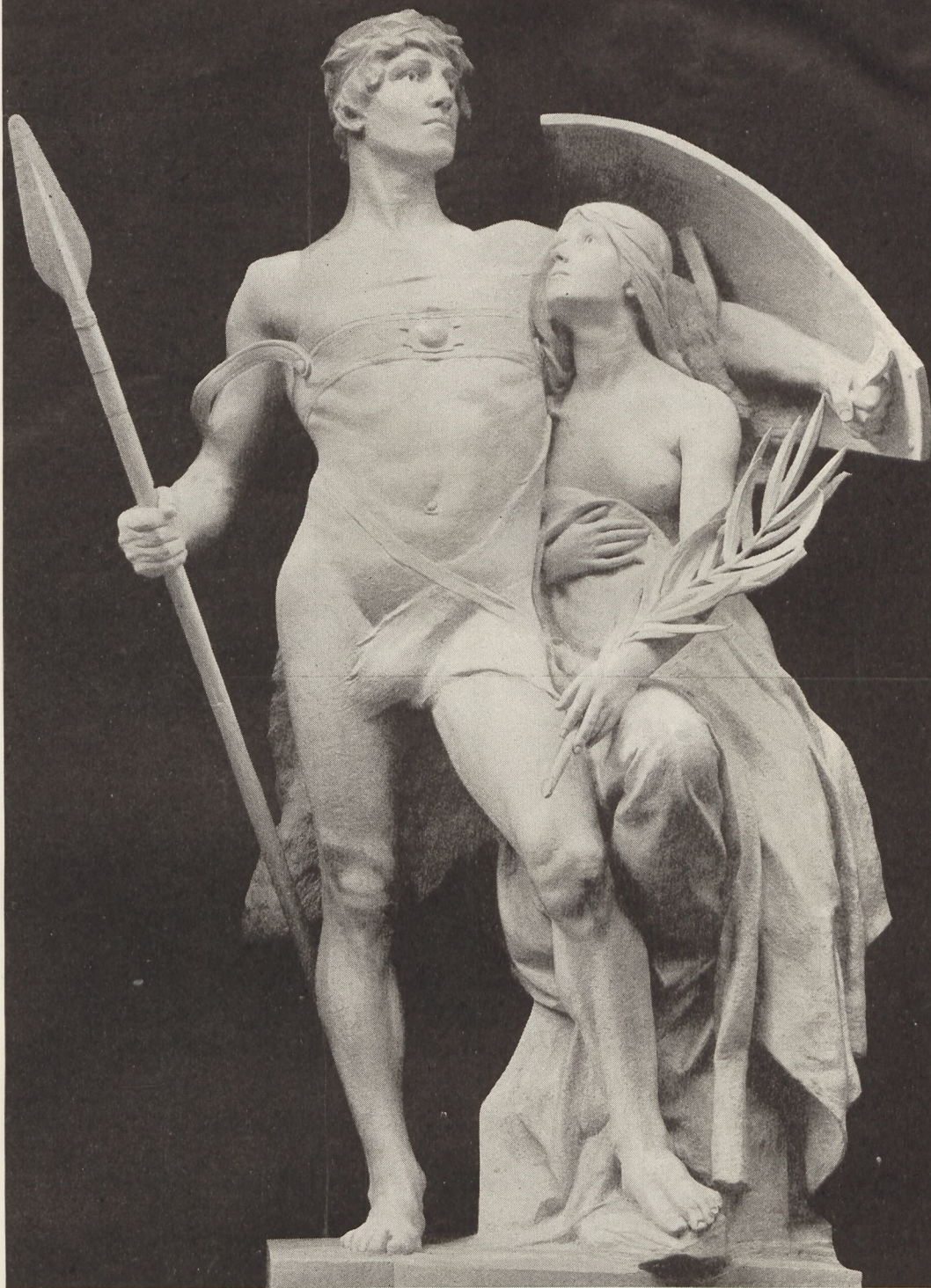


Ludwig Manzel: Am Wege.

gedacht. Mit wertvollen Erkenntnissen und reichen Anregungen aus der hervorragenden französischen Bildhauerschule, die seine eigenen Erfahrungen und seine hohen künstlerischen Gaben zu weiterer Klärung und zur Reife brachten, kehrte er im Jahre 1889 nach Berlin zurück, in der Absicht, nun endgültig hier zu bleiben und festen Fuß zu fassen. Er bezog ein kleines Atelier in dem sogenannten „Künstlerhaus“ in der Fasanenstraße und machte sich sofort mit allem Fleiß an die Ausführung einer größeren Arbeit, deren Entwurf er aus Paris mitgebracht hatte. Es war die große Gruppe „Der Friede durch Waffen geschützt“, die dem Künstler auf der Großen Berliner Kunstausstellung des Jahres 1890, ebenso 1891 in Wien, die Kleine Goldene und 1892 in München die Große Goldene Medaille einbrachte. Einen Bronzeabguß dieses Kunstwerks, das auch heute ganz zeitgemäß ist, erwarb der preussische Staat und überwies ihn 1898 der Stadt Quedlinburg. Der ebenso anmutige wie kraftvolle Frauenkopf der Gruppe befindet sich als „Weiblicher Studienkopf“, ausgeführt in carrarischem Marmor, seit 1899 in der Berliner Nationalgalerie.

Die Nationalgalerie hatte schon kurz zuvor (1896) eine andere Arbeit erworben, eine Einzelfigur von wundervollem Stimmungsgehalt, die Bronzestatuette „Abendlied“, die Manzel 1894 ausgestellt hatte. Sie zeigt ein jugendliches Landmädchen, das nach getaner Feldarbeit, Harke und Krug im Rücken haltend, mit einem Abendlied auf den Lippen heimkehrt.

Zu derselben Zeit schuf der Künstler auch das volkstümlichste aller seiner Werke, das Monument, das ihn mit einem Schlage zu einem der berühmtesten deutschen Bildhauer machte und ihm mancherlei Ehrungen eintrug, den Stettiner Brunnen oder „Manzelbrunnen“, wie ihn der Volksmund getauft hat. Manzel war mit dieser Arbeit aus einem heißumstrittenen Wettbewerb, zu dem mehr denn 70 Einzelentwürfe eingereicht waren und bei dem dann die drei besten Arbeiten noch einmal konkurrieren mußten, als erster Sieger hervorgegangen. Für das 1896 auf der Großen Berliner Kunstausstellung gezeigte Modell wurden ihm außerdem die Große Goldene Medaille und der Ehrenpreis der Stadt Berlin zuerkannt. Die ganze Gruppe, Handel und Schifffahrt darstellend, ist so einzigartig, so wundervoll und zwanglos natürlich, daß man sich m. E. kaum eine bessere Verkörperung der See- und Han-



Ludwig Manzel: Friede durch Waffen geschützt.

delsstadt Stettin denken kann. Was für eine majestätische Ruhe, welche erhabene Kraft und zugleich welche Lebendigkeit und Bewegung liegt über diesem Meisterwerk deutscher Bildhauerkunst! Vor allem herrlich und gewaltig die Sedina, die hochaufgerichtete Frauengestalt in ihrer germanischen Gewandung! Warum sie das Rahsegel über der Schulter trägt? Manzel erzählte mir, wie ihm von vornherein festgestanden habe, daß er einen wirksamen Hintergrund für die kräftige Frauengestalt schaffen mußte, daß die Figur allein vor dem gewaltigen Rathausbau nicht gewirkt haben würde. So sei

er auf das Segel gekommen. Aber wie es anbringen? Darüber habe er sich Tag und Nacht Gedanken gemacht und sei schließlich ganz unwillig geworden, bis er eines Nachts im Traume gesehen habe, wie Fischer am Strande die Segel über dem Nacken trugen. Am nächsten Morgen sei ihm die Ausführung klar gewesen. Das herrliche Denkmal, das wohl den meisten Pommern bekannt ist, wurde 1898 in Gegenwart des Kaiserpaares enthüllt.

Diesem Stettiner Brunnen hatte Manzel, wie gesagt, zu verdanken, daß sein Name jetzt mit einem Male in ganz Deutschland bekannt war. War der Künst-



Ludwig Manzel: Feierabend.

ler schon seit 1895 Mitglied der Akademie gewesen, so wurde er nun (1897) auch Mitglied des Senats der Akademie. Eine weitere Folge war, daß fortan staatliche und städtische Behörden ihm in zahlreichen Fällen Denkmalsaufträge übertrugen. Manzel war ein frischer, unermüdlicher Arbeiter. So hat er im nächsten Jahrzehnt viele

bedeutende Kunstwerke geschaffen. Man hat einmal scherzend gemeint, er habe damit schon selber eine kleine Siegesallee schmücken können. Die Jahrhundertwende war ja die Zeit der Kaiser- und Kriegerdenkmäler. Manzel hat sich auch in diesen Arbeiten seinen eigenen Stil geschaffen und bewahrt. Wohl hat er viel Sinn für das Erhabene

und Dekorative, aber niemals verliert er sich ins Unwirkliche und Schwärmerische. Würdig und kraftvoll, ehrlich und klar, und immer deutsch ist und bleibt seine Kunst. Es seien eine Reihe der einschlägigen Arbeiten hier aufgeführt. Für die Siegesallee entstand 1900 das Standbild des ersten Hohenzollern unter den Herren der Mark, des Burggrafen und Kurfürsten Friedrich I. Würdig, selbstbewußt und milde wird er uns gezeigt, über dem Panzer den kurfürstlichen Mantel, die rechte Hand aufs Schwert gestützt. Von großem Stimmungsreiz ist auch das Brandenburger Denkmal mit derselben Fürstengestalt; es ist eins der schönsten Brunnendenkmäler jener Zeit, in hervorragender Weise dem baulichen Rahmen angepaßt. Für das Reichstagsvestibül schuf der Künstler die Gestalt Kaiser Heinrichs III., für den Dessauer Lustgarten das Standbild Herzog Friedrichs I. von Anhalt. In Braunschweig wurde 1904 das Reiterdenkmal des letzten Welfenherzogs Wilhelm enthüllt. Die Städte Bernburg und Straßburg bekamen Reiterstandbilder Kaiser Wilhelms I., Stettin ein Reiterstandbild von Kaiser Friedrich III., ein Werk von imposanter Ruhe, von Kraft und Hoheit im Ausdruck. Wie das Straßburger Denkmal nach dem Kriege von den Franzosen entfernt wurde, so fiel das schöne Anklamer Kaiserdenkmal, das ebenfalls Wilhelm I. und zwar zu Fuß in Mantel und Federhelm darstellte, der großen Metallnot im Weltkrieg zum Opfer. Edel und hoheitsvoll ist auch das Marmorstandbild desselben Kaisers, das Manzel für den Kaiser-Wilhelm-Turm im Grunewald schuf. Zu diesen und vielen anderen größeren Arbeiten gesellen sich dann noch zahlreiche Relie芳arbeiten an öffentlichen Bauwerken und in Kirchen, ebenso größere und kleinere Statuen und dekorative Arbeiten für Berliner Privathäuser. Ich denke, um einiges zu nennen, an die Statue des Handels, an die Kolossalfigur der Arbeit, an die Marmor- und Bronze- statuen der Alten und Neuen Wissenschaft sowie der Alten und Neuen Welt, an die dekorativen Arbeiten für das Siebelfeld am Gebäude der Versicherungsgesellschaft „Nordstern“, an die Reliefs am Lichthof der Berliner Handelsgesellschaft, an die beiden großen Monumentalfiguren für die neuen Strandanlagen in Westerland und vieles andere mehr.

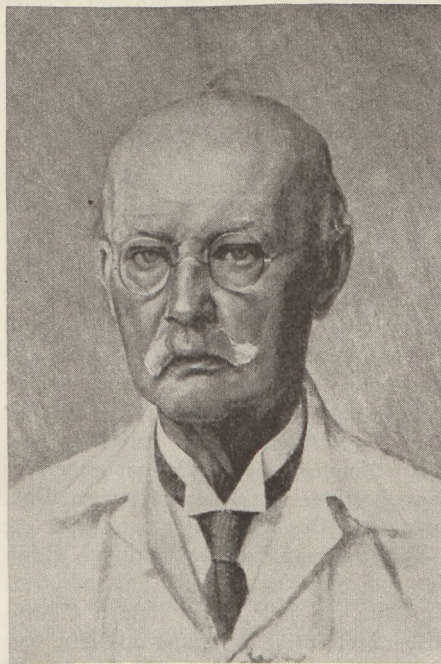
Aber Manzels Schaffen ging auch damals keineswegs auf in solcher Denkmalsarbeit. Er war ein außerordentlich vielseitiger Künstler

ler. Daneben schuf er zahlreiche Porträtbüsten, weiter die schon erwähnten großartigen Plastiken in Cardiner Majolika, in denen norditalienische Eindrücke ihren Niederschlag fanden. Diese Plastiken bilden sogar einen besonderen Abschnitt in des Künstlers Lebenswerk. Was aber nur die wenigsten wissen: Ludwig Manzel war auch ein hervorragender Maler, der viele imposante Gemälde gemalt hat. Sein großes, herrliches Heim in der Sophienstraße in Charlottenburg, in das er im Jahre 1904 zog, birgt noch heute eine stattliche Zahl, vor allem vorzügliche Ölgemälde von seiner Frau und seinen drei Kindern. Sein Selbstbildnis aus dem Jahre 1931 ist bekannt. Ich will aber noch drei große Bilder erwähnen, an denen der Künstler bis zuletzt mit aller Liebe hing. Es sind die Kreuzigung, die Grablegung und die Auferstehung Christi. Gemälde, die ein gewaltiges Können Ludwig Manzels auch auf diesem Gebiete offenbaren. So oft ich in der Sophienstraße war, habe ich vor dem Bilde der Kreuzigung gestanden. Der Ausdruck der Maria ist bei aller Herbheit des Antlitzes so gläubig tief und gewaltig, daß mich das Bild immer aufs neue gepackt hat. Welche Arbeitskraft aber in dem Künstler steckte, mag man auch daran ersehen, daß er sein großes „Christusrelief“, von dem gleich die Rede sein wird, in derselben Größe noch kurze Zeit vor seinem Tode für die Kirche in Hirschluch bei Berlin gemalt hat.

Von den zahlreichen Porträtbüsten, die der Künstler im Laufe eines halben Jahrhunderts schuf, seien nur die von Bismarck, Ludendorff, Hindenburg und Dr. Goebbels genannt. Aber auch die Büste des um das Stettiner Kunstleben hochverdienten Dr. Dohren, die im Stettiner Museum steht, sei ausdrücklich erwähnt. Die ganz vorzügliche Büste Hindenburgs, die Manzel bei seinem Besuch im Hauptquartier Ost nach dem Leben arbeitete, fand vor kurzem in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses Aufstellung.

So war das Wirken und Schaffen Ludwig Manzels vielseitig und außerordentlich erfolgreich. Und doch habe ich zwei Arbeiten noch nicht genannt, die zu den größten und schönsten gehören, die Manzel überhaupt geschaffen hat. Das ist einmal das monumentalste Werk des Meisters, das „Christusrelief“ auf dem Stahnsdorfer Friedhof in Berlin, ein großes, religiöses Figurenrelief, das ein Kunstschaffender ein „steingewordenes Evangelium“ genannt hat. In der Tat, welch gewaltiges Können gehörte dazu, um

solch ein Riesenwerk zustande zu bringen! Welche „Ruhe der Bewegung“ auch in diesem Bilde! Wundervoll ist die Komposition des Ganzen, und groß zeigt sich der Künstler auch hier als Beherrscher aller Formen und Figuren. Dabei sind die meisten dieser 24 Gestalten trotz aller Wirklichkeitstreue noch ins Edle und zu innerer Größe verklärt. Der Sockel der Mittelgruppe trägt als Inschrift das bekannte Bibelwort (Matth. 11, V. 28): „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch er-



Prof. Ludwig Manzel (Selbstporträt).

quicken.“ Das Denkmal hatte übrigens seine besondere Geschichte. Das 11 Meter lange Gipsmodell, an dem der Künstler drei Jahre gearbeitet hatte, bildete 1911 den Höhepunkt der Großen Berliner Kunstausstellung. Daraufhin bestellte 1914 der preußische Staat eine Marmorausführung für die in Gnesen geplante evangelische Kirche. Der Auftrag wurde jedoch, als Manzel bereits bei der Arbeit war, wegen des Kriegsausbruches wieder zurückgenommen. Der Künstler vollendete trotzdem das Werk, das dann auf Veranlassung der Berliner Stadtsynode im Jahre 1924 einen würdigen Platz auf dem Stahnsdorfer Friedhof fand.

Das andere noch nicht erwähnte Werk aber, das uns fast wie eine Plastik des klassischen Altertums anmutet, ist die kraftvolle Gruppe „Der Kampf“ auf der Stettiner Hafenterrasse. Auch dieses Kunstwerk, das den Kampf eines Menschen

mit einem Kentauren darstellt, nahm auf einer großen Berliner Kunstausstellung, der ersten nach Kriegsbeginn, unter den Plastiken den ersten Platz ein. Gewaltig und jedem sofort in die Augen fallend ist der herrliche Rhythmus der Muskeln an den beiden athletischen Körpern. Daß auch dieses schöne Denkmal (1921) in Stettin zur Aufstellung kam, ist einer hochherzigen Stiftung des vielen von uns noch wohlbekannten Stettiner Konsuls Risler zu danken. Ursprünglich war an eine Bronzeausführung gedacht, man mußte aber wegen des durch den Krieg eingetretenen Mangels an Gußmetall darauf verzichten und wählte eine Ausführung in Stein (Dolomit).

Professor Manzel aber stand auch damals (1921) noch immer auf der Höhe seines Schaffens. Bis 1925 war er, wie schon erwähnt, als Nachfolger von Begas der Vorsteher des Meisterateliers an der Hochschule, von 1912-1915 und dann noch einmal von 1918-1920 bekleidete er sogar das hohe Amt des Präsidenten der Akademie der Künste. Seit 1912 war er außerdem Vorsitzender der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft, und weiter war er Ehrenvorsitzender des Verbandes Deutscher Illustratoren. Aber immer war und blieb der nun mit so reichen Ehren bedachte große Künstler der gerade und aufrechte Charakter, derselbe schlichte und bescheidene Mensch, der er von Jugend auf gewesen, der jetzt fröhlich in der Arbeit stand und bei überglücklich war, wenn er helfen und bei andern Not lindern konnte. Viel, unendlich viel hat er - meist in aller Stille - auf diesem Gebiete getan. Auch das sei ihm unvergessen.

So war Ludwig Manzels ganzes Leben vorbildlich und beispielhaft. Als wir am 24. November des Vorjahres unsere Pommernfahnen über seinem Sarge senkten und als ich ihm den letzten Gruß der Heimat nachrufen durfte, da wußten wir, daß wir einen der besten deutschen Künstler zu Grabe trugen, einen großen Landsmann, der seinen Namen mit goldenen Buchstaben in die Geschichte der deutschen Kunst eingetragen hat.

Das bezeugte in jener ergreifenden Abschiedsstunde auch der Vorsitzende des Vereins Berliner Künstler, Professor Dettmann, der von dem Lebenswerk des Toten mit größter Anerkennung und Bewunderung sprach, während den Dank der Akademie der Künste Professor Schumann, ihr stellvertretender Präsident, zum Ausdruck brachte.



Kapitän Johannes Wegener in Warp ließ sich bei dem Schiffsbaumeister Wittenhagen in Alkermünde eine Brigg bauen, die nach einem Jahre vom Stapel lief. Mit seinen Rahen und seinen in vier Stockwerken sich blähenden Segeln bot der schneidige Zweimaster „Hoffnung“ einen stolzen Anblick dar. Der Kapitän aber erlebte den Stapellauf nicht. Einen Monat vorher war er an Lungenentzündung gestorben. Die Witwe beschloß, das Schiff nicht zu verkaufen, sondern durch ihren Bruder und Vetter fahren zu lassen, bis ihr zwölfjähriger Sohn es übernehmen könne.

Die erste Fahrt sollte mit einer Ladung Steineichen nach London gehen. Man riet zur Versicherung des Schiffes; die Witwe aber erklärte, durch die Beerdigung ihres Mannes und Zahlung der letzten Rate an den Schiffsbaumeister Ausgaben genug gehabt zu haben, und da ihr Bruder und Vetter auf der „Hoffnung“ führen, sei es genau so gut, als wenn ihr Mann am Steuer stehe, und der habe nie sein Schiff versichert.

Tagelang durchschnitt die schmutze, hervorragend gut gebaute Brigg die See bei günstigem Winde, aber in der Nordsee kam plötzlicher Sturm auf. Eine Sturzsee schlug die Luken auf und brachte das stattliche Schiff schon auf seiner ersten Reise zum Sinken. So erklärte man sich in Warp die Katastrophe. Nie hat man erfahren, wo das Unglück geschah. Es kam weder „Singen noch Klängen“, weder „Coal noch Teiken“. Niemand war Zeuge des Untergangs gewesen, kein Mann der Besatzung hatte ihn überlebt, keine Schiffsplanke, kein Boot, kein Namenbrett mit der Inschrift: „Hoffnung Alt-Warp“ wurde je gesehen, keine Zeichen von den Ertrunkenen erhielten die Hinterbliebenen. Die Witwe wurde durch diesen schweren, durch keine Versicherung gedeckten Verlust plötzlich arm, und zur Bezahlung der von den Franzosen 1806 und 1807 auferlegten Lasten und der Schanzgelder mußte sie nicht nur ihre Kühe, sondern sogar die silbernen Hemdschnallen verkaufen, und sie behielt zuletzt nur ihr Haus und ihre Grundstücke.

Ihr Sohn Johann Joachim hatte daher eine harte Jugendzeit und mußte

schon mit elf Jahren seine erste Seereise auf dem Schiffe eines Onkels antreten, von der er erst nach drei Jahren zurückkehrte. Auf dieser Reise hatte er Schiffbruch erlebt und einförmige Kost, da die Lebensmittel ausgingen bis auf Erbsen und Bohnen, die sie morgens, mittags und abends aßen.

„Erbsen und Bohnen an der Zahl
Die Woche einundzwanzigmal“,

so hat er noch als Greis seinen Enkeln den Küchenzettel jener Wochen geschildert. Er erholte sich aber bald, wurde in Wind und Wetter groß und stark, und als er bei den „Preußen“ diente, war er Flügelmann. Nach seiner Entlassung setzte er die Seefahrt fort und wurde bald Besitzer eines Schiffes, das freilich im Verhältnis zu der stolzen Brigg, die sein Vater hatte bauen lassen, nur klein war. Die „Amalie“, deren Besitzer ertrunken war, hatte er von dessen Witwe in Warp gekauft. Wie sein Vater war auch der junge Wegener Schiffseigentümer, Schiffer und Händler zugleich und verdiente auffällig gut mit seinem kleinen Schiffe, dessen dreiköpfige Besatzung aus ihm, dem Bestmann und dem Koch bestand. Einmal brachte ihm eine kurze Ostseefahrt 3000 Taler Gewinn. Und das kam so: Im Jahre 1848 nahm er auf Rügen eine Ladung Roggen, genauer gesagt, eine halbe Ladung, 500 Zentner; denn da der Schefelpreis plötzlich von 1 auf 4 Taler gestiegen war, traute er sich nicht, 1000 Zentner zu kaufen. Als er auf der Fahrt nach Stettin oberhalb Ziegenorts bei Windstille trieb, kam der Janseniker Müller im Boot längsseit gerudert und fragte:

„Käpp'n, wat hemm S' in?“

„Ne Loadung Roggen!“

„Wat sall de Schäpel gellen?“

Scherzweise sagte der Schiffer: „Wenn S' mi 10 Doaler gäwen, denn is he verköfft.“

Schnell kam die weitere Frage: „Is dat 'n Wurt, denn is he min.“

„Jo, denn is he verköfft,“ wiederholte der über den hohen Preis und den schnellen Abschluß des Geschäfts erstaunte Kapitän, der zuerst gedacht hatte, der Müller scherze auch.

Freudig schlug dieser vor, ein Boot herunterzulassen und mit diesem und seinem Boot das Fahrzeug in die Janseniker Beek hineinzubugstieren, um die Ladung sofort zu löschen.

Der Schiffer bedauerte nun, nicht voll geladen zu haben, rechnete aber doch hochbefriedigt einen Gewinn von 3000 Talern zusammen, während bisher sein Höchstgewinn auf einer Fahrt 100 Taler betragen hatte. Seine Freude wurde allerdings etwas abgekühlt, als er mit seinem entladenen Fahrzeug in Stettin ankam und hörte, daß dort 14 Taler für einen Scheffel Roggen gezahlt würden. Der schlaue Müller hatte auf den Scheffel schon beim Einkauf 4 Taler, zusammen also 2000 Taler, auf seine Kosten verdient. Indessen tröstete sich der Schiffer mit dem Gedanken, daß er bei seiner Unkenntnis des gestiegenen Roggenpreises leicht noch schlechter hätte wegkommen können, wie es ja auch dem Verkäufer auf Rügen geschehen war, und daß er nur seinem zufälligen Scherz den immerhin hohen Gewinn verdankte.

Er hätte auf Rügen nicht so billig eingekauft, wenn es damals schon Radio, Telegraph und Fernsprecher gegeben hätte. Dieser Mangel kam ihm auch bei seinen Heringsfahrten zugute, da seine Abnehmer in Ramin und Stettin seine Einkaufspreise in Drontheim nicht kannten. So stieg sein Wohlstand von Fahrt zu Fahrt, und bald war er ebenso wohlhabend, wie sein Vater gewesen war, und seine Mutter freute sich wie einst ihrer blanken Kühe und silbernen Hemdschnallen. Von Fahrt zu Fahrt stieg sein Wohlstand, und auf der „Amalie“ erklang bei ruhiger See, zuweilen unter Schifferklavierbegleitung, fröhlicher Männergesang. Besonderer Beliebtheit erfreute sich bei dem Kapitän ein vom Koch aus Wollin mitgebrachtes Lied:

Wie ist doch des Wassermanns Leben
So herrlich auf wogendem Meer!
Da hausen wir Schiffer, da schiffen
Wir lustig bald hin und bald her
Und hoffen, gewinnen und bringen
Von Weltteil zu Weltteile flott,
Was wir uns gewonnen mit Segel,
Mit Ruder, mit Ehren und Gott.

Die Welt ist ein prächtiger Garten,
Mit lieblichen Früchten geschmückt,
Da wird nur durch Eifer und Arbeit
Die Blume des Segens gepflückt.
Droht Donner und wütender Sturmwind,
Steh'n Berge von Wogen uns nah,
Da hilft uns kein Gold und kein Können,
Nur Arbeit kann retten uns da.

Was kümmern uns drum die Minister,
Tief seufzend am Ruder des Staats?
Wir steuern im Meere, wir lachen
Der Klippen des heimlichen Rats,
Genießen im Osten und Westen
Die Gaben der Mutter Natur,
Und ruft der Tod uns, so folgen
Wir heiter und lächelnd ihm nur.

So wenig die getragene, Schwermü-
tige Weise zu dem stolzen, freien Sinn,
der Kraft und dem furchtlosen Mannes-
mut paßte, die in diesem Liede ihren
Ausdruck finden, so gewiß trug sie zu
dessen Beliebtheit bei. Auch Kapitän
Hohann Wegener sang es mit Begeiste-
rung. Er hatte ja auch Ursache genug,
das Schifferleben zu preisen.

Die Witwe des ertrunkenen Vor-
besitzers aber rief sich wund an der Frage,
warum ihr geliebter Gatte mit der
„Amalie“ solches Unglück gehabt und sie
in jungen Jahren als Witwe zurückge-
lassen habe, während „ihr“ Schiff dem
jetzigen Besitzer Glück über Glück bringe.
„Pät Wegener verdeint sich 'n schön
Feld mit ‚uns‘ Foartüg“, sagte sie zu-
weilen unter Tränen. Bei jeder Ausfahrt
Pät Wegeners folgten ihre Blicke dem
Schiffe, bis es am Horizont verschwand,
und bei jeder Heimkehr schaute sie nach
„ihrem“ Fahrzeug und brach zuweilen in
Tränen aus, wenn es wohlbehalten im
Heimathafen einlief, und Pät Wegener
mit frohen Mienen und vollen Taschen an
Land kam.

Diese Tränen bekamen dem Schiffe
schlecht. Mit der Zeit wurde der Ver-

dienst immer geringer, und während die
„Amalie“ bisher jedem Anwetter getrozt
hatte, brachen nun bei einem mäßigen
Sturm die Wanten, und der Großmast
ging über Bord. Pät Wegener stand vor
einem Rätsel. Seine Frau versuchte es
ihm zu lösen, indem sie ihm von den
Tränen der Witwe des ertrunkenen Ka-
pitäns erzählte, die stärker seien als die
wildesten Wogen und Unglück bringend
an dem Schiffe hafteten. Es wurde ihm
anfangs schwer, daran zu glauben, bis er
eines Tages mit dem Tränenschiff ein
ganz unerhörtes Erlebnis hatte, das
seinen letzten Zweifel zerschlug. Das Schiff
war auf dem Achterwasser von ungewöhn-
lich starkem Sturm erfaßt. Es gelang, die
Bucht von Damerow zu erreichen. Beide
Anker wurden mit 40 Faden Kette gewor-
fen. Der Sturm tobte aber immer toller,
das Wasser stieg immer höher. Der See-
gang wurde von Minute zu Minute stär-
ker, und plötzlich hielten die Anker nicht
mehr, sondern rissen durch den Grund, und
das Schiff trieb haltlos auf den See hin-
aus, der sich infolge des Hochwassers auf
der Wieße gebildet hatte, bis in die nächste
Nähe des Forsthauses am Waldrande. . .

„Dat geit nich mit gauden Dingen
tau!“ rief der Wolliner Koch.

„Dat's nich de Sturm un't Hoch-
woader, dei uns hierher bröcht hemm,
dat sind de Troanen, dei de Witwe uns
immer noaweent,“ sagte sich der Schiffer.

Als das Wasser sich verlaufen hatte,
stand das Tränenschiff auf dem Trock-
nen, so daß man rund um es herumgehen
konnte. Um es abzubringen, mußte ein
Bootsbauer angenommen werden, der
Walzen, Winden, Schmierpfannen, Höl-
zer zum Stützen des Schiffes, Fußblöcke
und Pferde herbeischaffte, um die „Ama-
lie“ wieder in ihr Element zurückzubrin-
gen. Als das Schiff diesmal nach dem
Heimathafen zurückkehrte, standen in den

Augen der Witwe keine Tränen, und das
ganze Dorf wußte schon von dessen merk-
würdiger Landpartie und von den Kosten
der Flottmachung in Höhe von 100 Ta-
lern. Alt und Jung betrachteten das
äußerlich gar nicht veränderte Schiff mit
Grauen. Auch Pät Wegener war die
„Amalie“ nun unheimlich geworden, und
er sah voraus, daß sie ihm noch schwere-
res Unglück, ja den Tod bringen würde,
wenn er noch länger auf ihr führe. Auch
war er überzeugt, daß kein Matrose oder
Koch aus den Haffstädten und -dörfern in
Zukunft sein Leben dem Tränenschiff an-
vertrauen würde. Der lustige Wolliner
Koch und der ruhige Warper Bestmann
hatten bereits gekündigt, und nur mit
vielen Zureden und gegen eine Zahlung
von 10 Talern, die einem Monatslohn
gleichkam, gelang es ihm, den Bestmann
für eine letzte Fahrt nach Stettin zu ge-
winnen. Daß sie dort glücklich ankamen,
schrieb dieser dem Umstand zu, daß die
Witwe diesmal nicht über das Schiff ge-
weint habe. Leichten Herzens und mit
den schnell verdienten 10 Talern in der
Tasche fuhr er heim; Pät Wegener aber
blieb und verkaufte die „Amalie“ an
einen Kolberger Schiffer, der von ihrer
Landausfluge nach dem Damerower Forst-
hause nichts wußte und den Kauf auch
nicht zu bereuen hatte, weil die Tränen
der Witwe nun getrocknet waren, und die
„Amalie“ hinfort kein Tränen- und
darum auch kein Unglückschiff mehr war.
In Warp hätte er nicht leicht einen
Käufer gefunden, und von Warp aus
wollte er auch keine Seefahrt wieder
unternehmen. Daher veräußerte er sein
dortiges Haus und seine Grundstücke und
siedelte im Jahre 1856 mit Gattin und
fünf Kindern nach Wollin über, von wo
er mit einem in Ufermünde neugebauten
stattlichen Schoner seine Fahrten nun wie-
der mit Glück aufnahm, und wo noch
heute Nachkommen von ihm leben.

Pommernlandschaft von Paul Filter

Immer trug sie Sehnsucht nach den Sternen
heimlich in der breitgewölbten Brust;
atmend aus den hingestreckten Fernen
aufzusteigen, war ihr tiefste Lust.

Manchmal wuchs ein Berg in ihren Träumen,
und sie richtete sich höher auf,
atmete in freien Eichenbäumen,
quoll aus Wäldern in den Wind hinauf.

Altert sie nicht längst an dem Gefühle:
höher trage sie kein Atemzug? -
Sieh, ein Hügel, der am höchsten trug,
zieht die Weite nach sich an die Mühle.

Alte Mühle, wie ein Mal aufsteigend
aus der Hügel Altertümligkeit,
alte Mühle hebt die Landschaft weit
in den Abendhimmel dunkel schweigend.

IM NETZ

NOVELLE VON ARNOLD KRIEGER

(Schluß)

In der Nacht mied ihn der Schlaf. Seit jenem schimpflichen Knabenerlebnis war ihm das niemals widerfahren. Er sah darin eine neue Bestätigung der zu erwartenden Schande, und davon wurde er noch unruhiger. Er wälzte sich in seiner ächzenden Bettlade, als ob er mit jemand ränge. Als er kurz nach dem ersten Starenpfliff einschlief, lag der stichhügelige, langmähnige Kandidat bei ihm, Brust an Brust. Sie rangen. Jetzt bekam Rowies den Hals des Lumpen zu fassen. Er droffelte ihn mit aller Kraft, und beim Erwachen war es ein zusammengezwungener Rissenwust.

Rowies wurde fortan noch stiller. An Max Pribbenow richtete er fast nie mehr das Wort. Der Bursche hatte den Kampf zu früh aufgegeben. Er hätte Tine nicht dem andern ausliefern dürfen. Er schien seine Schuld selber zu merken. Er war scheu und unterwürfig zu Rowies, und eines Tages saß er in einer andern Mannschaft und an seiner Stelle bei Rowies ein langer, drahtiger Bursche, dürr wie Klippfisch, aber mit nicht geringerer Kraft in den Knochen als Max.

Im August waren nur noch zwei Gäste in Wantus. Es war dieses Jahr noch nichts Rechtes gewesen. Schmook, der Wirt, schmollte mit sich selber, und war recht kraßbürstig und unwirlich zu den paar Rummelkippern, die sich bei ihm einfanden.

Rowies hatte seine grimmige Genugtuung. Er hatte diesen Mißerfolg ungefähr vorausgesehen, den schlechten Fortgang, den die Sache nehmen mußte.

Der alte, ungetreue Raddak bekam seine Strafe, eine übertrieben harte Strafe allerdings. Er erkrankte beim Legen von Malangeln im Monat August.

Auf Blankaal wurde gefischt. Der Fang war elend. Im September heimsten sie ziemlich guten Barsch mit Garn, alsdann schöne Hechte, aber danach war es zu Ende. Bei Barhöst zogen sie die letzten Heringsreusen ein. Tote Zeit hob an.

Das Meer lief Sturm, peitschte Tange, Schlickichte, Vogelweiden.

Die Plögen versprachen zu Weihnachten gut zu werden. Aber was gab's vorher? Wovon sollte man leben? Wie in früheren Jahren um diese Zeit verfiel man wieder auf Schwedische Enten. Man kannte ja gut die Muschelgründe, in denen wandernde Eisenten zu äßen pflegen. Hier wurden die Neke herabgelassen, mittelgroße Flunderneke. Man stellte sie senkrecht auf, mit Steinzeug beschwert. Hatte sich ein Taucher in den Maschen verfangen, konnte er somit nicht wieder ans Licht steigen. Doch glückte dieser Fang nur bei getrübtter See.

Im ganzen zog man in diesen Wochen anderthalb Zentner Schwedenvogel an Land. Trauerenten wurden besser bezahlt als Eisenten. Sie waren selten.

Sehr früh im Jahr setzte der Winter mit ganzer Kraft ein. Die See froh zeitig zu, wie seit zwanzig Jahren nicht. Das Eis war rau und hümpelig. Die Gladen klirrten unter den fettigen Stiefeln der Fischer. Man hackte zunächst eine große Öffnung und gab das Netz hinein, zog es von Wune zu Wune. Ein spitzer Stab mit rotem Lappen wurde in eine hochkant gestellte Eisscholle hineingetrieben zum Zeichen für die mächtige Ausholwacke.

Aber ein Kilometer lang mußte man Schritt für Schritt rückwärts gehen mit dem schwerer werdenden Netz. Immer wieder wurde die Leine gelüftet und kurzgenommen.

Es sollte sich gelohnt haben.

Was kam da alles zum Vorschein!

Dorsche, zappelnde Stichlinge, schläfrige Plattfische, Rotaugen, glänzende Kaulbarsche, erbohte Knurrhähne, aufgebrachte Hornhechte, dazu viel Gewächs und Kraut, Seegras, Algenzeug, es gab ordentlich Arbeit.

Nicht einfach war es, das Netz aufzuklären. Die Leine ging von Hand zu Hand. Die Flottstimme wanderte auf den großen Packschlitten.

Lange rötliche Affeln hatten sich im bräunlichen Tang verstreut. Sie hatten sich ganz in die blattigen Stengel eingeflochten. Tine war sehr geschickt darin, sie herauszuziehen. Sooft es Rowies versuchte, rissen ihm die gewundenen Seewürmer durch.

Zu Hause fand Rowies einen kleinen Brief von Tine. Es war der zweite seit ihrer Flucht. Auf den ersten hatte er nicht geantwortet. Das Mädchen schrieb, es ginge ihr gut. Sie habe ziemlich wenig Arbeit, aber genug Lohn.

Rowies las den Brief schweigend, schob ihn dann heftig beiseite, daß er auf die Erde fiel. Da bückte er sich und steckte ihn in seine Tasche.

Er blies sich in die klammen Hände und schnauzte Frau Luise an, warum sie immer noch kein heißes Wasser für die Füße gebracht habe.

Als er sich aufwärmte, ging ihm nicht der Schlusssatz aus dem Kopf.

„Manchmal sehne ich mich auch, Vadder, nach unserem guten Ort Wantus.“

Und das war die reine Wahrheit. Vieles in der Stadt ließ sich doch ganz anders an, als Tine es in Wantus gemeint hatte. Gewiß, es gab manche einladende Freude, wie sie im Heimatdorf nicht einmal geahnt wurde. Aber die Häuser waren zu zahlreich und zu steinern, und der Menschen waren zu viele. Sie waren flink, glatt, kalt, fremd in Gebaren und Bestreben. In dem Hause, darin Tine jetzt diente, waren breite, üppig belegte Treppen und gläserne Schellenknäufe, und die Einwohner sprachen und lachten geziert, daß es Tine manchmal war, als müßte sie über Glascherben schreiten.

Frau Schallmeyer hatte ein schlichtes, zuverlässiges Mädchen von weit draußen haben wollen. Sie konnte eigentlich mit Tine ganz zufrieden sein. Und doch hatte sie dauernd etwas zu bemäkeln, verlangte sie doch von ihrem Mädchen die Tugenden eines in der Einsamkeit aufgewachsenen Naturkinds und zugleich die Fertigkeiten eines langgeübten, anstelligten Großstadtzöfchens.

Was sollte ein Mädchen wie Tine zum Beispiel von Massage verstehen? Sie hatte zwar rasch ein Filetbeefsteak zurechtzuklopfen gelernt, aber den überladenen Körper der gnädigen Frau zu bearbeiten, war zehnmal schwerer. Diese Knetungen, Walkungen und Trommelungen waren eine Pein für Tine; aber Frau Schallmeyer mochte von den derben, gesunden Händen nicht lassen und behauptete, Tine sei die geborene Masseuse, nur daß sie üben müsse, viel üben.

Einmal war die Kochfrau erkrankt, und da machte es Frau Schallmeyer Spaß, Tine in die Feinheiten eines Fischgerichts einzuführen. Es war Frau Schallmeyers Stärke, viel zu reden und zu dozieren. Sie selbst rührte fast nie die lässige Hand. Und nun hieß es: „Aber Tine, Sie verstehen wirklich nicht mit

Zander umzugehen. Haben Sie denn schon alle Gräten raus? Ich sagte doch, zwei gleiche Hälften, und die eine durch die Maschine."

"Erst sollen Sie doch die Form mit der Farce bestreichen. Am Rande auch. So."

"Haben Sie den Eierteig fertig? Noch nicht!!"

"Nicht die Farce vergessen. Die muß obenauf sein."

"Goldgelb ausbacken! Hören Sie! Goldgelb! Ach Gott, das Kind lernt nichts dazu. Tine, Tine. Und von der Rüste ist sie! Fischerin, du kleine. Da, jetzt weint sie auch noch. Zu viel Salz und zu wenig Schalotten." - -

Es war eine wunderliche Zeit für Tine. Oft sehnte sie sich fort und verwünschte, Wantus verlassen zu haben. Traurig schöne Heimatbilder umstellten sie. Da gab es Trübsinn und Tränen, und das Leid wurde noch klarer dadurch. Sie sah die kleinen weißgetünchten Häuser, die oben mit Rohrschauben gepolstert waren. Den Ratenrauch sah sie aufkringeln. An der See stand sie und sah den weißen Schaum und den schmutzig gelben Blust der Kieselalgen. An besonders durchsichtigen Abenden stand beim Sonnenuntergang ein grünblaues Flämmchen senkrecht über der roten Seeglut. Das war das Herrlichste von allem.

Und wieder kehrte sie mit ihren Gedanken ins Haus zurück, sah die Feserabendbank, wie sie den Ofen umklammerte, sah die in den hölzernen Fensterläden ausgefägten Kastanienblätter, die etwas Licht durchließen. Und an Max Pribbenow dachte sie, aber da trat gleich der Kandidat Glomp zwischen sie beide, und es verschlug ihr das Denken.

Da war ein Verhängnis bei ihr eingekehrt im Sommer, ein Verhängnis, das sich erst jetzt sichtbar an ihrem Körper anzudeuten begann. Mit der ganzen Fähigkeit eines willensstarken Naturgeschöpfes, das sich und das werdende nicht häßfacht, hatte sie lange über die Veränderung in ihrem Innern hinweggemerkt. Sie wollte es nicht beachten. Sie verschloß sich dagegen. Es konnte ja auch ein natürlicher Irrtum sein.

Aber jetzt konnte sie es sich nicht länger vorenthalten. Sie faßte eine tiefe Sehnsucht nach einer schlichten, umfriedeten Heimstatt, aber wo sollte sie ihr beschieden sein? Max hatte sich ganz und gar von ihr abgewandt. Rife Wenzel, die kürzlich in Wantus gewesen war, hatte ihr berichtet, daß Max jetzt etwas mit Berta Schmoof habe, der Wirtstochter.

Aber wo sollte sie bleiben, wenn es so weit war? Die Räume in denen sie jetzt diente, grausten sie an mit ihrer vorwurfsvollen Eleganz. Die Korbmöbel mit feinem Lackrohr wiesen sie streng zurück. Die musterhaften Tournay-Teppiche wollten nichts mehr mit ihr zu tun haben, wenn es erst „so weit“ war und ganz besonders hochmütig waren zu ihr die Faltenstores und die gittergewebigen Vorhänge mit ihren schmeichlerischen Seidenfransen.

Nein, hier war keine dauerhafte Bleibe. Sie hatte eigentlich ja auch nur für kurze Zeit von Wantus fortgewollt. Aber nun war das Zerwürfnis mit dem Vater. Dabei wußte er noch nichts von dem Schlimmsten. Vielleicht würde er sie totschlagen wie eine unnütze Katze. -

Wo er doch schon sonst immer so finster und bullglupsch war! Nie war er anders gewesen! Nie hatte sie ein trauliches Wort von ihm gehört.

Aber eines Nachts fiel ihr ein, daß er sie früher, ganz früher, als sie noch ein ziemlich kleines Mädchen war, oft auf eine herzhafte Art gescholten hatte, wenn sie zu lebhaft war. „Sitt up den Eers, du eische Deern!“ hatte er dann immer gesagt; „Barst und bars löpt se rut, hett nig Rau edder Raft.“

Schallmeyers waren fortgegangen. Tine war allein zu Hause. So allein war sie noch nie in ihrem Leben gewesen. Sie

faß, das Gesicht in die Hände gestützt, auf dem Rand ihres Bettes.

Da läutete es. Sie ging langsam zur Türe, schaute, wie man es sie gelehrt hatte, durch das Guckloch. Niemand war dort. Indes läutete es von neuem. Das Telephon!

Sie mochte den Apparat nicht. Er kam ihr falsch vor mit seiner Politur und Blitzblankheit. Sie hatte dagegen noch die Abneigung des in bewahrter Stille aufgewachsenen Küstenskundes.

Wieder das schrille Signal.

Da überwand sie sich, die Hörmuschel aufzunehmen. Sie sagte sofort:

„Die Herrschaften sind nicht zu Hause.“

Da vernahm sie ihren eigenen Namen.

„Wer ist dort?“ fragte sie erregt.

„Heinrich. Heinrich Glomp.“

Sie bekam so starkes Herzklopfen, daß sie nicht reden konnte.

Dann legte sie den Apparat zurück, und, obwohl der Kontakt schon gesprungen war, sagte sie:

„Nein! Nie mehr! Ich will nicht!“

Die ganze Nacht durfte sie denken: Er hat mein Leben zerstört. Max hätte sich nie von mir abgewandt. Was soll ich jetzt nur machen? Ich kann doch nicht betteln, daß er von der Berta Schmoof läßt! Ich kann doch nicht.

Hermann Rowies stapfte durch den winterlichen Wald. In den Wipfeln war ein feines Singen, so als künde sich schon der Lenz an, der Wantusser Teerlenz. Aber das konnte nicht sein, denn eben erst war Weihnachten überstanden. Ein schweres Fest ohne die Tochter, mit der grumbiligen Stief, deren Gesicht ledern war wie Blasentang, deren Stimme knarrte wie ein erkälteter Ziehbrunnen.

Daß sie zu Weihnachten nicht gekommen war, das verzieh er ihr nicht, nie verzieh er ihr das. Sie hätte sich doch zum Fest von ihrem Dienst freimachen können. Es war doch Christenpflicht, an diesem Tag zusammenzulassen, was zusammengehörte.

Er spie grimmig aus. Zum hundersten Mal in diesen Monaten nahm er sich fest vor, das in die Irre gegangene Kind gänzlich aus allen Gedanken zu verstoßen. Es verdiente nichts Besseres für den Ungehorsam und Eigenwillen.

Der südliche Wind blies dem Fischer sanft in den Nacken. Er aber schlug mit dem groben Schaft des Aalspeers gegen seine weiten, schlecht gepflegten Stiefel, als wolle er ein Insekt erschlagen.

Da sah er jemand den vermaatschten Weg heraufkommen. Eine junge Frau mit einer großen, flachen Reisefachschachtel. Tine, die von der Autobushaltestelle kommen mußte.

Rowies verhielt den Schritt, auf dem Gesicht ein Wetterleuchten zwischen Freude und Jorn.

Jetzt hatte sie ihn auch gesehen. Mit langsamen, fast schleppenden Schritten näherte sie sich ihm und bot ihm dann mit gesenkter Stirne einen Guten Tag.

Rowies erwiderte nicht und machte bereits eine Bewegung, als wolle er weitergehen - an ihr vorbei.

Da sagte sie bittend: „Vadder!“

„Wat is?“

Sie senkte die Stirne noch tiefer. Da murmelte er mit gehässiger Miene etwas, was sie nicht sogleich verstand. Sie hörte nur das Wort: „Inlassen.“ Jetzt wiederholte er es, deutlicher, schärfer, in Form einer Frage, und sie begriff: Er hatte ihre Veränderung gewittert, und forsche nun, ob sie sich mit dem Menschen eingelassen habe.

Es qualte furchtbar. Noch nie hatte sie eine solche Pein ausgestanden. Ihre Beine zitterten leicht unter der Last ihrer Schuld.

Er packte mit hartem Griff ihr Kinn, riß es in die Höhe, bohrte seinen Blick in den ihren und fragte noch einmal.

Da verstand er alles, verstand, daß seine Tochter in Schande geraten war, daß das sommerliche Verhängnis erst jetzt seine ganze furchtbare Niedertracht entfalten werde.

Eine gedrungene Wut fühlte er in sich aufkommen. Vor seinen Augen tanzte die Frage gemeinster Menschlichkeit. Jetzt wurden es die schwammigen Züge jener Frauen, die ihn mit ihrer falschen Entrüstung eingekleidet hatten, damals, vor mehr als dreißig Jahren. Sein Arm streckte sich aus. Er packte die Wehrlose, er züchtete sie mit dem Schaft des Aalspeers.

Aber rasch ließ er ab, weil er mit Grauen spürte, wie weit ihr Zustand schon gediehen war.

Sie weinte nicht, sie sah ihn nur aus sterbenselenden blauen Augen an und murmelte wie mit Geisterhauch: „Vadder!“

„So'n Lump,“ leuchtete er, „Lump so'ner. Dentswegen kümmt einer her, so'n Feriengast so'ner.“

Sie lauschte mit angstgespanntem Gesicht seinen Worten nach. Dann sagte sie kopfschüttelnd: „Vadder. Max is's doch. Max Pribbenow.“

Er stand, wie vom Blitz gestreift.

„Der Glomp is's doch, der Rand'dat?“

„Nee, Vadder, nee. Wo denkst hin!“

Er sah verdorrt auf den Aalspeer in seiner Hand und warf ihn dann zu Boden.

„Tine, der Max? Em will ich di so laten! Dat is doch in prichtig Minsch.“

„Wo is er jetzt?“

„De war nah'n Angeln.“

„Is wahr, er hadd wat mit Schmooks Jüngste?“

„Zwei Ding up eenen Strumpenband? Datou is er ein tau verstänniger.“

Da löste sich die Starrheit in dem gequälten Mädchen. Sie fing zu weinen an, ein furchtbares Weinen war es, in dem doch schon ein Blinckchen Veröhnung und Hoffnung war.

Ratlos sah er auf sie nieder. Es zuckte in seinen Händen, sie an sich zu ziehen. Aber das war so schwer. Er redete ihr gut zu. Selten hatte er so viel auf einmal geredet.

„Nu sei man nu ock still. An nu is allens schön und allens gaut. Wat weinst noch? Ik kann di upneemen, es sikk dat paßt. Nu sei man ock. Is schlimm, jau? 'n Elend ward't mit uns de Teit üwer.“

Und plötzlich rüttelte ihr blonder, strenggescheitelter Kopf an seiner Brust. Der Hut war zur Erde gefallen und lag neben dem Aalspeer.

„An de Stief?“

„De lat man, lütt Döchtig.“ Das letzte murmelte er, aber sie verstand es doch.

Dann sagte er, wieder etwas barscher:

„Nu ewwer los! Tau Max!“



Zum deutsch-polnischen Verhältnis

Der 15. Juli 1937 bildet für das deutsch-polnische Verhältnis einen bedeutenden Entwicklungspunkt. Von diesem Tage ab muß sich beweisen, ob und wie weit der Geist der Veröhnung, des gegenseitigen Verständnisses und der Ausgleichsbereitschaft aus dem zehnjahrespakt von 1934 wirkliche Fortschritte gemacht hat. An diesem 15. Juli liefen wichtige Fristen der Konvention ab, die am 15. Mai 1922 zwischen Deutschland und Polen über Oberschlesien abgeschlossen wurde als Versuch, die schlimmsten Wunden langsam zu heilen, die die Teilung Oberschlesiens durch den Völkerbund nach dem deutschen Abstimmungssieg dem Lande und seinem Volke schlug. Das Abkommen selbst ist unbefristet und unkündbar, es bleiben vor allem die Regelungen über die Staatsangehörigkeitsfrage, die Sozialrechtsfrage, Art. 4 u. a., aber es erbischen vor allem die Sonderrechte der Minderheiten auf beiden Seiten, die in Oberschlesien bisher über die allgemeinen Bestimmungen des Genfer Minderheitenschutzvertrages hinausgingen und die in dem Recht gipfelten, im Fall einer Benachteiligung an die Gemischte Kommission und in besonders schweren Fällen an den Völkerbund direkt appellieren zu können. Die deutsche Minderheit im polnischen Oberschlesien ist also nach dem 15. Juli in ihren Rechten den deutschen Volksgenossen in Posen und Pommerellen gleichgestellt.

In vielen tausend Fällen ist die Genfer Konvention von unseren deutschen Volksgenossen jenseits der Grenze in Oberschlesien in Bewegung gesetzt worden, und es ist bekannt, wie häufig diese Genfer Institution dann auch versagt hat. Auch vor dem Genfer Forum hat die deutsche Minderheit sehr oft ihre rechtlichen Ansprüche vertreten können, so vage meistens auch die Sprüche und Ratschläge waren und so souverän sie trotz aller rechtlichen Bindung von Polen

in früheren Jahren gehandhabt wurden. Immerhin: Es bestand eine zusätzliche Appellationsmöglichkeit gegenüber dem allgemeinen Minderheitenschutz.

Inzwischen hat man zweifellos eine ganze Reihe von Grenzlandfragen gelöst und das furchtbare Durcheinander, in das ein sinnloser Teilungspruch Oberschlesien staats- und privatrechtlich, verkehrs-, wirtschafts- und sozialpolitisch zerriß, zum großen Teil geklärt. Vieles hingegen wird an der Grenze von 1922 noch lange schmerzen, und es wird bei der Zusammenballung der industriellen Wirtschaft und ihrer zahlreichen Menschen in Oberschlesien immer starke Beziehungen hinüber und herüber geben.

Es muß sich, wie gesagt, in Zukunft beweisen, daß über alle naturgegebenen Gegensätze zweier Nachbarvölker hinaus die Bereitschaft zur Verständigung, zum Frieden und zur Achtung vor dem fremden Volkstum, vor seinem wirtschaftlichen und kulturellen Besitz groß genug ist, um ohne die Appellationsmittel der zu Ende gegangenen Konvention miteinander auszukommen. Von der Handhabung der Minderheitenpolitik, die der polnische Staat in Zukunft in Oberschlesien zu treiben gedenkt, werden die deutsch-polnischen Beziehungen, die erst in jüngster Zeit von berufenster außenpolitischer Stelle in Warschau als gut und zufriedenstellend bezeichnet wurden, wesentlich abhängen. Wir wissen heute schon, daß es weder am guten Willen unseres deutschen Volkstums im polnischen Oberschlesien, noch von seinem deutschen Mutterland abhängt, daß auch nach dem 15. Juli 1937 die Zusammenarbeit Deutschlands und Polens diejenige Entwicklung nimmt, die, friedensichernd in genialer Voraussicht der Führer Adolf Hitler und der verewigte Marschall Polens 1934 ins Auge faßten. Leider aber läßt der bisherige Ausgang der

Verhandlungen über die Behandlung Oberschlesiens, vor allem das Versagen Polens in der Optantenfrage, nicht ohne weiteres annehmen, daß man in Warschau gleichen Sinnes ist!

Wir wollen dennoch am guten Willen der polnischen Regierung nicht zweifeln, auch dann nicht, wenn wir gerade im vergangenen Monat im benachbarten Pommerellen, in Gdingen und sogar auf Danziger Boden anlässlich des polnischen „Festes des Meeres“ Stimmen und Äußerungen prominenter polnischer Persönlichkeiten hörten, die vom Geist des deutsch-polnischen Abkommens wenig verspüren ließen. Wir wollen noch davon absehen - ohne die Berechtigung polnischer Kolonialansprüche an sich zu diskutieren -, daß in Gdingen ein polnischer General als Präsident der See- und Kolonialliga ausgerechnet ehemaligen deutschen Kolonialbesitz für Polen reklamierte. Aber dient es dem Frieden, wenn in Danzig der Vorsitzende des polnischen Vereins für Kunst und Wissenschaft, Dr. Dragen, nach der „Gazeta Gdancka“ (Thorn, 28./29. 6. 1937) zum „Fest des Meeres“ für die Polen erklärte: „Indem wir in diesem festlichen Augenblick auf Danziger Boden stehen, haben wir die Pflicht, uns zweier großer und bedeutsamer Wahrheiten bewußt werden zu lassen. Die erste ist die Wahrheit über die polnischen Rechte auf Danzig und in Danzig... Die Rechte Polens im Verhältnis zu Danzig sind ähnlich den Rechten einer Mutter zu ihrem Kinde. Durch den polnischen Willen, die polnische Mühe und Arbeit vor 1000 Jahren geboren, lebte Danzig durch lange Jahrhunderte durch die polnische Arbeit und die unermesslichen Reichtümer der polnischen Erde. Stärker jedoch als diese moralischen, historischen Rechte Polens auf Danzig, dauerhafter und stärker als die Rechte des politischen Menschen sind die Rechte der Natur, die das Schicksal Danzigs untrennbar mit dem früheren und heute wiedererstandenen Polen verbinden. Es ist dies das Recht der bedingungslosen Abhängigkeit Danzigs, des Mündungshafens der Weichsel, von dem gesamten Weichselhinterland, also von Polen, dem hauptsächlichsten und wohl einzigen Ernährer dieses Flußhafens. Nur der Analphabetismus oder ein bewußter böser Wille könnte eine Politik diktieren, die die Bindung Danzigs zu Polen brechen würde. Das Bewußtsein dieser moralischen und natürlichen Rechte Polens auf Danzig kann und muß uns Kraft zum Ausharren auf diesem Boden geben und den Glauben an die Dauer und Anverleßlichkeit unserer Rechte stärken. Die andere bedeutsame Wahrheit, die uns heute am Tage des Meeresfestes bewußt sein mußte, ist die Wahrheit, daß die Dispositionsgewalt Polens über den Danziger Hafen als der natürlichen Mündung der Weichsel und als Vermittler des polnischen Handels mit der Welt eine unbedingte Lebensnotwendigkeit ist.“

Das ist fürwahr glatter polnischer Chauvinismus gegen Danzig, der dadurch nicht harmloser wird, daß er auf deutscher Erde in Danzig ausgesprochen wird. Man wird sich dann allerdings nicht wundern dürfen, wenn die nationale Oppositionspresse in Polen - sicherlich sehr zum Mißvergnügen der amtlichen polnischen Außenpolitik - sich am polnischen Meeresfest in einen alles übertrumpfenden nationalistischen Koller verliert, wie etwa das Warschauer „ABC“ (29. 6. 1937), das am liebsten zum Frühstück Danzig, zu Mittag Litauen und zu Abend Ostpreußen verspeisen möchte. Das Organ der nationalradikalen Partei in Polen legt u. a. los: „Dort nach dem Norden ist heute die Hauptlinie der polnischen Expansion gerichtet, dort am Ufer der Ostsee müssen die Grundlagen der polnischen Macht aufgebaut werden. Gerade heute, an dem in ganz Polen gefeierten Tag des Meeres, konzentrieren sich die Gedanken aller Polen auf das Seeproblem, verbinden sie sich in Sorge um die auch heute noch nicht gelösten Seeprobleme, träumen sie von kommenden Triumpfen, die unsere Position im Norden begründen werden. Das Problem der Ostsee ist vor allem das Problem der Weichsel, also das Problem Danzigs. Ohne Danzig hat Polen in Wirklichkeit keinen Zugang zur Ostsee... Heute droht uns dort die Gefahr, die Reste unserer Rechte zu verlieren. Daher muß auch an diesen Tagen, wo alle Polen an das polnische Meer denken, kategorisch festgestellt werden, daß jeder, der Polen ganz von Danzig abdrängen wollte,

auf einen offenen Krieg mit Polen gefaßt sein muß... Aber das Problem der Ostsee ist ein wesentlich größeres Problem. Es ist das Problem Litauens, wo wir die Vernichtung des jahrelang verfolgten und bedrückten Polentums nicht zulassen können. Der Standpunkt des polnischen Staats muß hier scharf und kompromißlos sein, Litauen ist das natürliche Gebiet der polnischen kulturellen und wirtschaftlichen Expansion.“

Das Problem der Ostsee ist das Problem Ostpreußens. Die heutige deutsch-polnische Grenze ist hier eine Zufallserscheinung, Ostpreußen ist jedoch seiner Natur nach ein geographisch zu Polen gehörendes Gebiet. Das ganze polnische Volk ist der Ansicht, daß wir ohne die Lösung der ostpreußischen Frage kaum festen Fuß an der Ostsee fassen können.“

Das Zitat dieser einzigen Blätterstimme aus der polnischen nationalen Opposition sollte für alle Zeit genügen, Empfindlichkeiten Polens gegen deutsche politische Meinungsäußerungen zu widerlegen. In Deutschland würde kein Volkstumskämpfer und würde keine einzige Zeitung es wagen, solchen hemmungslosen, brutalen Chauvinismus zu entwickeln. Das verbietet bei uns nicht nur die Selbstverständliche nationalsozialistische Disziplin gegenüber der Staatsführung, sondern das verbietet ganz einfach der gesunde deutsche Menschenverstand! Wir räumten schon ein, daß sich in Warschau sicherlich keine amtliche Stelle mit Äußerungen wie denen des zitterten Warschauer Blattes identifizieren wird. Aber daß man solche politischen Ansichten heute noch in Polen äußern kann, birgt doch eine Gefahr in sich; sie muß vermieden werden, wenn wir der Hoffnung Ausdruck geben wollen, daß Deutschland und Polen sich in ihrer Minderheitenpolitik zu immer höheren Graden der Verständigung nähern mögen, weil eben darin eine der wichtigsten Voraussetzungen der geistigen Erfüllung des Vertrages von 1934 besteht.
Herbert Caspers.

Die Landesführung tagte

Am Sonnabend, dem 17. Juli, hatte der Landesgruppenleiter Pg. Poxleitner, M.d.R., seinen Stab in die neue Geschäftsstelle in Stettin zu einer Arbeitstagung gebeten. Es war erfreulich festzustellen, daß trotz der Ferienzeit fast alle Referenten der Landesgruppe erschienen waren.

Nach kurzen Einführungsworten des Landesgruppenleiters, in denen er nochmals die Organisation und die Arbeitsteilung der Landesgruppe erörterte und mit Befriedigung die Fortschritte des BDO in Pommern-Mecklenburg feststellte, fand eine ergiebige Aussprache über alle Gebiete der Bundesarbeit in den kommenden Monaten statt. Der unten folgende Tagungsplan ergibt einen Überblick über die BDO-Arbeit der kommenden Zeit.

U. a. konnte die Landesgruppenleitung feststellen, daß der BDO heute in Pommern-Mecklenburg 27 Kreisgruppen und 261 Ortsgruppen mit annähernd 9000 Mitgliedern bestehen hat. Das ist fürwahr ein Fortschritt innerhalb eines Jahres, auf den man stolz sein kann!

Geplante Tagungen in der Landesgruppe Pommern-Mecklenburg im Arbeitsjahr 1937/38:

28. Juli: Arbeitsgemeinschaft „Grenzbezirk Ostpommern“ in Neustettin.
- 28./29. August: Grenzlandfahrt Ostpommern deutscher Journalisten.
- 4./5. September: Wissenschaftlicher Arbeitskreis (Ref. Nord) in Rügenwalde.
- 25./26. September: Grenzlandfahrt der Landesgruppe in Bütow. Anschließend Grenzlandfahrt.
- 2./3. Oktober: Landesschulungstagung in Mecklenburg, Rostock oder Schwerin.
- 23./24. Oktober: Landesschulungstagung zu Röslin.
6. November: Arbeitsgemeinschaft „Grenzbezirk Ostpommern“ in Lauenburg.
8. Januar: Tagung des Referentenstabes der Landesleitung in Stettin.
- 4./5./6. Februar: Arbeitstagung der Bundesleitung in Stolp. Anschließend Grenzlandfahrt.
- 26./27. Februar: Wissenschaftlicher Arbeitskreis in Greifswald.
28. Mai: Tagung des Referentenstabes der Landesleitung in Stettin.

Tagung „Junger Norden“ in Stralsund

In der Woche vom 4. bis 11. Juli 1937 veranstaltete die Hitlerjugend zusammen mit der Stadt Stralsund und der Nordischen Gesellschaft die Tagung „Junger Norden“. Erstmals ist hiermit eine Kulturwoche geschaffen, deren Aufgabe es ist, die gegenseitige Verständigung und Achtung unter den artverwandten nordischen Völkern, vor allem unter der Jugend, zu wecken und zu fördern und damit dem allgemeinen Frieden zu dienen.

Im Mittelpunkt stand das deutsch-schwedische Jugendlager auf dem Dänholm, über den die große Brücke zum Norden, die das nationalsozialistische Deutschland schuf, der Rügendam, hinwegführt. Im gemeinsamen Zeltlager erlebten hier schwedische und deutsche Jungen im Alter von 13 bis 20 Jahren bei Sport, Spiel, Musik, Vorträgen und Besichtigungen Tage froher, echter Kameradschaft. Unvergeßlich die Feierstunde am Hans-Mallon-Ehrenmal auf dem Rugard. Ein Werkfingen in einem Betriebe und eine musikalische Feierabendstunde auf dem Alten Markt verband die stammverwandten Menschen von beiden Seiten der Ostseeküste zu gemeinsamem kulturellem Wollen. Unter Leitung von Leutnant Rosendahl zeigten die jungen Schweden im Stadttheater in hervorragenden Gymnastikvorführungen ihr Können. In dem geradezu vorbildlichen Freilichtspielraum des Kreuzhofes des Johannis Klosters boten eine HJ.-Spielschar die prächtige Aufführung des „Peter Squeng“ von Andreas Gryphius und die plattdeutsche Späldäl „Jan de Schult“ von Heinrich Behnken.

Eine Reihe bedeutender kultureller Veranstaltungen umrahmte diese Woche der nordischen Jugend. Im Stadttheater wurde unter Leitung von Gaukulturwart Pg. Diebenow das Pommernkontor der Nordischen Gesellschaft eröffnet. Es sprachen der Reichsgeschäftsführer Dr. Timm über „Die Aufgaben der Nordischen Gesellschaft“ und der Senator Pg. Dr. von Hoff, Bremen, über „Das Erbgut der nordischen Rassenseele“. Das Museum zeigt die Ausstellung „Rügen in der deutschen Malerei der Gegenwart“, bei deren Eröffnung der Landesleiter der Reichskammer der bildenden Künste, Pg. Straube, Stettin, sprach. Das Rathaus bot seine historischen Räume der Buchausstellung „Niederdeutsches Schrifttum“. Neben vorwiegend neuerem schriftstellerischem Schaffen im niederdeutschen Raum lagen einige Kostbarkeiten des Stralsunder Stadtarchivs aus der Frühzeit niederdeutscher Buchdruckkunst aus. Der Leiter der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, Pg. Hagemeier, wies auf die großen Aufgaben des Schrifttums im neuen Deutschland hin. Herzlich begrüßt, trug sodann Rudolf Kinau, Finkenwärder, aus seinen plattdeutschen Werken vor. Unter Leitung von Gaukulturwart Pg. Diebenow hörte die Arbeitsgemeinschaft „Niederdeutsche Kulturpflege“ Vorträge von Pg. Schnaas, Hamburg, „Der niederdeutsche Gedanke“, und von dem Landesleiter Hamburg der Reichsschrifttumskammer, Pg. Dr. Peyn, „Aufgaben der niederdeutschen Bühne“. Die Kulturabteilung des HJ.-Gebietes Pommern veranstaltete einen Volksmusikabend.

Aus dem weiteren Programm seien noch erwähnt das prachtvolle Seefestwerk am Hindenburgufer und die Regatta „Junger Norden“ der Marine-HJ.

Die schwedische Regierung brachte ihre freundschaftlichen Beziehungen zum neuen Deutschland und den Bestrebungen der Tagung dadurch zum Ausdruck, daß sie während dieser Zeit sieben schwedische Kriegsschiffe und mehrere Flugzeuge unter Kommandeur = Kapitän Samuelson zum Besuch nach Stralsund entsandte und als Geschenk für das zum Offiziersheim ausgebaute ehemalige schwedische Kommandanturgebäude am Alten Markt eine Porträtgalerie der einstigen schwedischen Kommandanten überreichen ließ.

Bei dem 1658 von dem Prinzen Karl von Schweden gestifteten historischen Schwenker, bestehend aus Zwieback, Käse, 3 Stück Zucker und einer halben Flasche Rotwein, begrüßte Oberbürgermeister Pg. Dr. Stoll die schon zu dieser ersten Tagung „Junger Norden“ so zahlreich erschienenen Gäste in dem von Geschichte umstrahlten großen Festsaal des Rathauses. Er wies darauf hin, daß der Gedanke „Junger Norden“ alljährlich in einem Gemeinschaftslager weitere Gestalt gewinnen wird, aus welchen dann die übrigen kulturellen Veranstaltungen mehr und mehr herauswachsen werden, zur

Verwirklichung des Wunsches unseres Führers, den Frieden der Welt zu fördern.

Auf der feierlichen Schlußkundgebung im Stadttheater unterstrich Gauleiter Pg. Schwede-Coburg noch einmal die große kulturelle Bedeutung dieser Tagung. „Wir Menschen verschiedener Nationen lieben alle unser Vaterland, wir lieben unser Heimatland, in dem wir geboren, in dem wir aufgewachsen sind. Wir sehen aber darüber hinaus eine heilige Verantwortung, den Gedanken und die Art des nordischen, germanischen Blutes zu pflegen zum Segen der Menschheit, zum Segen aller derer, die nach dem Licht streben.“

13.

Der „Goldene Spatz vom Wuppertal“

Durch die Presse und den Rundfunk lief unlängst die Kunde, daß Rudolf Kinau den „Goldenen Spatz vom Wuppertal“ und damit den großen Preis auf dem diesjährigen deutschen Mundartenwettbewerb nach Hamburg führte. Die Leser werden es begrüßen, etwas Näheres über diesen „Goldenen Spatz“, zu erfahren. Bemüht sich doch 31 Bewerber aus allen deutschen Gauen, ihn für sich einzufangen. Der „Goldene Spatz“ ist nicht, wie sein Name vielleicht schließen läßt, eine humorige Angelegenheit - er wird vielmehr von ernstesten Gedanken getragen: Wahrung der deutschen Mundarten und uralten deutschen Brauchtums, das besonders in den Mundarten und uralten redten Ründen findet. Für die Veranstaltung zeichneten die D.A.S., N.S.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, die Reichsschrifttumskammer und das Stadt. Propagandaamt der Stadt Wuppertal verantwortlich.

Es war ein echtes und rechtes Meisterfingen der deutschen Mundarten. Und doch ging der Streit nicht darum, welches die beste Mundart sei; denn jede Mundart hat ihren eigenen Wert und ihre eigenen Schönheiten. Und jede Mundartdichtung, aus einem Herzen voller Heimatliebe kommend und in künstlerisch-schlichter Form gebracht, findet immer den Weg zu den Herzen der deutschen Menschen, welcher Landschaft sie auch angehören. Und so war das Meisterfingen um den „Goldenen Spatz vom Wuppertal“ ein ernst-würdiger Wettstreit in dem jeder deutsche Gau durch seinen Vertreter zeigte, welche Poesie noch im Volke liegt, welche Schätze es noch zu behüten und zu pflegen gut, und nicht zuletzt - welche tiefen, klaren Brunnen voltrisch-rassischen Kunstempfindens die Alphaliteratur der Systemzeit zu verschütten sich krampfhaft bemühte.

Der „Goldene Spatz“ ist keine Nachtigall - er will und kann es auch nicht sein -, er pfeift das Lied, das er dem Landmann beim Pflügen, dem Mädchen in der Spinnstube, dem Handwerker in der Werkstatt, dem Soldaten und Wanderburgen auf dem Marsch abgelauscht hat - ein Lied, das immer und allemal aus dem Herzen kommt. Die Veranstalter des Wettstreits wußten und wissen, daß der deutschen Mundartdichtung geholfen werden muß, sollen mit ihr nicht alte unersehbare Schätze verlorengehen. Und so fanden das mundartliche „Meisterfingen“ und seine Sänger im Wuppertal die allerherzlichste Aufnahme. Die „Singabende“, von deutscher Musik und herrlichen Trachtengruppen des In- und Auslandes würdig umrahmt, werden noch lange den Volksgenossen an der Wupper und weit darüber hinaus in liebem Andenken bleiben!

Nun singt der „Goldene Spatz, als Wanderpreis gedacht, ein Jahr lang in Finkenwärder, allwo Rudolf Kinau sein Häuschen hat. Aber das eine ist gewiß - die mundartlichen „Meisterfinger“ werden „am stillen Herd, zur Winterszeit“ neue Worte und Weisen erfassen, um im nächsten Jahre im Meisterfingen zu Wuppertal die Mundart ihres Gaus ehrenvoll und - vielleicht auch sieghaft - zu vertreten. Denn das Meisterfingen um den „Goldenen Spatz“ soll eine ständige Einrichtung bleiben. Jedes Jahr zum Sommerbeginn will die Stadt Wuppertal die Sänger einladen zu neuem Wettstreit. Hat schon das erste Sängerturnier alle aufhorchen lassen, die ihre Heimat und Mundart von ganzem Herzen lieben, so wird sich die Anteilnahme an dieser urdeutschen Kulturarbeit von Jahr zu Jahr steigern. - Der „Goldene Spatz“ singt nun ein Jahr lang in einem uns engstens art- und spracherwandten deutschen Gau - vielleicht fliegt er auch einmal zu uns!

Jedenfalls - dem „Goldenen Spatz vom Wuppertal“ und seinem jetzigen Hüter ein herzlich-fräftiges nedderdüütsch: „Jungs, holt fast!“
Fritz Dittmer.



Reichspommernbund

Dereinskalender für August und September 1937

Mittwoch,	2. Aug.,	20.00 Uhr:	„Pommerentreue“ Rostock (Versammlung)	Rostock, Hotel „Zur Post“
Mittwoch,	4. Aug.,	20.00 Uhr:	Verein heimatfreuer Pommern, Halle (Versammlg.)	Halle, Bahnhof
Sonnabend,	7. Aug.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Südost und Fiddichow = Marwitzer (Monatsversammlung)	Berlin, Reichenberger Str. 185 (Klaufe)
Sonnabend,	7. Aug.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Spandau (Heimatabend)	Spandau, Brunewaldstr. 9, b. Heidler
Sonntag,	8. Aug.,	14.00 Uhr:	Verein der Bütower (Beisammensein)	Treffpunkt: Pichelsberge, Rest. Freund
Sonntag,	8. Aug.,	16.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Nowawes (Kaffeetafel)	Treffpunkt: „Lindenpark“, Stahnsdorfer Str. 76
Sonntag,	8. Aug.,	17.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Potsdam (Versammlung)	Potsdam, Rest. „Reichsgraf z. Hodik“
Sonntag,	8. Aug.,	20.00 Uhr:	Landsm. Verein von Kallies (Heimatabend)	Berlin NW 5, Birkenstr. 1
Sonntag,	8. Aug.,	20.00 Uhr:	Heimatverein Köslin und Umg. (Beisammensein)	Berlin-Noabit, Heidestr. 46
Dienstag,	10. Aug.,	20.00 Uhr:	Verein von Uckermünde u. Umg. (Versammlung)	Berlin, Brunnenstr. 140 (Hanka)
Mittwoch,	11. Aug.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Birkenwerder (Heimatabd.)	Birkenwerder, Rathausstr. 12 (Heinrich)
Sonntag,	15. Aug.,	10.00 Uhr:	Verein ehem. Fiddichower (Ausflug)	Treffpunkt: Bahnh. Birkenwerder
Sonntag,	15. Aug.,	14.00 Uhr:	Verein der Heimatfreunde Kreis Greifenhagen (Ausflug)	Treffpunkt: Wuhlheide, Waldhaus „Sadowa“
Sonnabend,	21. Aug.,	20.00 Uhr:	Verein der Pommern in Neumünster (Versammlg.)	Neumünster, Hotel „Kaiserecke“
Sonnabend,	21. Aug.,	20.00 Uhr:	Landsm. der Massower (Heimatabend)	Berlin, „Einsiedler“ am S-Bahnhof Borsje
Sonntag,	15. Aug.,	15.00 Uhr:	Landsm. der Pommern, Spandau (Waldfest)	Am Bahnhof Johannisstift bei Ldsm. Liedtke
Sonntag,	22. Aug.,	16.00 Uhr:	Verein der Greifswalder (Kaffeekochen)	Treffpunkt: „Neue Fischerhütte“ am Schlachtensee
Donnerstag,	2. Sept.,	20.00 Uhr:	Verein der Rummelsburger (Versammlung)	Berlin, Neue Grünstr. 8
Sonnabend,	4. Sept.,	20.00 Uhr:	Pommernbund Südost und Fiddichow = Marwitzer (Heimatabend)	Berlin, Reichenberger Str. 185 (Klaufe)

Verein der Vorpommern in Kiel-Elberbek. In der zahlreich besuchten Juliversammlung ehrte der Vereinsleiter, Ldsm. Nachbar, zunächst das Ableben einer Landsmännin; dann wurde in längeren Ausführungen über eingegangene Schreiben vom RPB. und der pommerschen Heimatzeitschrift „Das Bollwerk“ gesprochen. Die allgemeine Stimmung war für Anschluß an den Reichspommernbund, wie auch für Bezug des „Bollwerk“. - Weiter wurde in einer regen Aussprache das Programm unseres am 2. Oktober im „Reichshof“ stattfindenden Stützungsfestes behandelt. Die gesamte Festfolge wurde vom Vereinsleiter gutgeheißen.

Verein „Pommerentreue“ zu Rostock. In der Juliversammlung wurde vom Vereinsführer über den Ausflug nach Dierkow am 13. Juni Bericht erstattet und auf den für den 18. Juli geplanten Ausflug nach dem „Doggentrug“ hingewiesen. Für August wurde ein Ausflug nach Bad Nienhagen bei Doberan beschlossen. Der genaue Termin wird den Landsleuten noch mitgeteilt werden. Aufgenommen wurden zwei neue Mitglieder. - Nächste Versammlung am 2. August im Vereinslokal.

Verein der Pommern in Neumünster. Unser diesjähriger Sommerausflug führte in die Holsteinische Schweiz. Mit der Bahn fuhren wir bis Perdoel, um von hier aus den Weg zur Deppenauer Mühle auf Schusters Rappen zurückzulegen. Unterwegs hatten wir noch die Freude, eine Jungmädelsgruppe aus Greifswald zu begrüßen. Bei Spiel, Sport und Tanz verließen die Stunden sehr schnell, und nachdem jedes Kind sein gewonnenes Geschenk erhalten hatte, wurde zum Rückmarsch angetreten. - Nächste Versammlung am 21. August in der „Kaiserecke“.

Verein heimatfreuer Pommern in Halle. Das Sommer- und Kinderfest findet am 4. September ab 16 Uhr im Garten des Neumarkt-Schützenhauses statt mit Regeln, Schießen, Taubenabwerfen, Kinderbelustigungen. Anmeldungen der Kinder bis zum 28. August bei Ristow, Kapell, Zeste, Klindt. - Einen interessanten Überblick gab Ldsm. Berckling über seine Norwegenreise mit Dampfer „Stuttgart“, dem sich eine anregende Aussprache über „Deutsche Speisefarten mit deutschen Namen auf deutschen Schiffen“ anschloß. Ldsm. Ramlow sprach über seine Rheinreise mit Ldsm. Zeste und Tochter.

Unsere Stärke im

Sommer-Schluß-Verkauf

kleinste Preise für gute Waren!

PAUL Klettke das Haus für Modewaren und Ausstattungen
STETTIN, BREITESTR. 19-21. RUF 31579-80. STRASBURG UCKM.

Ldsm. Kapell berichtete über den großen Güterboden-Schuppenbrand in Halle. Frl. Raekmann spielte den Marsch „Gute Kameraden“ unseres Ldsm. Teike. Schließlich erzählte Ldsm. Klindt einiges über seinen Aufenthalt im Sichelgebirge und seine anschließenden Fahrten. Der beabsichtigte Totentafel im „Vollwerk“ wird sofort zugestimmt. Am 3. Nov. findet ein Vortrag über Rügen statt; am 6. Okt. spricht Frl. Raekmann über Ostpommern. Nächste Versammlung am 4. August.

Landsmannschaft der Pommern in Birkenwerder. In der Monatsversammlung am 14. d. M. wurden nach Erledigung der Tagesordnung als Mitglieder aufgenommen die Landsleute Hinzmann, Rau, Mantewel und Pisch; weitere Anmeldungen liegen vor, so daß dann der junge Verein die Anzahl von 50 Mitgliedern bald erreicht haben wird. - Im September soll ein Werbeabend in Hohen-Neuendorf veranstaltet werden, um den Heimatgedanken auch dorthin zu tragen und neue Mitglieder zu gewinnen. Nächster Heimatabend am 11. August. Gäste willkommen.

Verein der Bütower in Berlin. Im August findet keine Sitzung statt, dafür trifft sich der Verein am Sonntag, dem 8. August, nachmittags um 2 Uhr in Pichelsberge (Restaurant Freund). Um lange besammeln zu sein, wird um recht pünktliches Erscheinen gebeten. Bitte, recht viele Gäste mitzubringen.

Verein ehem. Fiddichower zu Berlin. Unseren Mitgliedern nochmals zur Kenntnis, daß das diesjährige Kaffeekochen am 15. August in Borgsdorf, Restaurant „Weißer Hirsch“, stattfindet. Abfahrt vom Stettiner Bahnhof um 9.20 Uhr, Treffpunkt um 10 Uhr Bahnhof Birkenwerder, von hier Fußwanderung durch den Wald nach Borgsdorf. Wir erwarten vollzähliges Erscheinen sämtlicher Mitglieder.

Verein der Heimatfreunde Kreis Greifenhagen in Berlin. Unser Ausflug am 6. Juli nach dem Strandschloß am Müggelsee hat allen Teilnehmern so sehr gefallen, daß für Sonntag, den 15. August, ein weiterer Ausflug nach der Wuhlheide (Waldhaus Sadowa) beschlossen wurde. Treffpunkt um 14 Uhr dortselbst. Kaffee und Kuchen sind mitzubringen. Konzert und Tanz im Freien. Wildschweingehege kann besichtigt werden. Teilnahme aller Mitglieder mit ihren Freunden ist erwünscht. Fahrtverbindung mit S-Bahn bis Wuhlheide oder Straßenbahn 95, 87, 187 bis Oberschöneweider Straße, dann 15 Minuten Waldweg.

Verein der Greifswalder in Berlin. Unsere Heimatausfahrt am 4. Juli nach Greifswald brachte für alle 22 Teilnehmer sieben wunderschöne Tage, die alte Jugenderinnerungen aufleben ließen. Besonders herrlich war die Dampferfahrt von Greifswald über Lubmin nach Stubbenkammer und Sahnitz. Herzlichen Dank sagen wir der Stadtverwaltung Greifswald und der Sahnitzer Dampfschiffahrtsgesellschaft für ihr Entgegenkommen und die freundliche Aufnahme und Unterstützung. - Das traditionelle Kaffeekochen am 18. Juli in Ahlenhorst war recht gut besucht und verlief für alle Teilnehmer ausgezeichnet. Das dritte Kaffeekochen findet am 22. August in der „Neuen Fischerhütte“ am Schlachtensee statt. Zahlreiche Teilnahme, auch seitens unserer Freunde, wird erwartet.

Ldsm. Verein von Kallies und Umg. in Berlin. Der Ausflug nach Saatwinkel hat allen Teilnehmern überaus gut gefallen; leider war die Beteiligung nicht sehr zahlreich. Zum Heimatabend am 8. August bitten wir um vollständiges Erscheinen der Mitglieder. - Am 3. Juli verstarb unser Mitglied Bertha Herzer. Zur Einäscherung war der Verein mit dem Banner erschienen.

Landsmannschaft der Massower zu Berlin. Bei herrlichem Sonnenschein hielt die Landsmannschaft am Sonntag, dem 13. Juni 1937, ihr diesjähriges Sommerfest, verbunden mit Taubenabwerfen und Ausschießen des von der Massower Schützengilde gestifteten Wanderordens, im Gartenlokal „Strauchwiese“ ab. Das sommerliche warme Wetter brachte es mit sich, daß die Landsleute und Gäste sehr zahlreich erschienen waren. Im Anschluß an die gemeinsame Kaffeetafel fanden allerlei Belustigungen für jung und alt statt, und so verfloß der Nachmittag wie im Fluge. Ein besonderes Lob gebührt dem Vereinsführer, Ldsm. Buß, dem Vergnügungsausgleich und unserem tatkräftigen Ldsm. E. Lemcke, die das Fest zu einem wirklichen Heimatsfest gestaltet hatten. - Der nächste Heimatabend findet am 21. August statt. Wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Zu-

sammenkunft (letzte Besprechung über das 10jährige Stiftungsfest) werden die Mitglieder gebeten, vollzählig zu erscheinen.

Heimatverein Köslin und Umgegend in Berlin. Trotz des unfreundlichen Wetters hatte sich am 11. Juli eine große Anzahl Landsleute in Pichelswerder eingefunden, die einige recht gemütliche Stunden miteinander verlebten. Die letzten und interessantesten Berichte aus der Heimat wurden bekanntgegeben. Alte Heimatlieder verschönten das Beisammensein. - Am 8. August treffen wir uns bei der Landsmännin Briesch in Berlin-Moabit, Heidestr. 46, Restaurant „Zum Heidekrug“, wo der Verein gegründet worden ist. Kaffee für Mitglieder frei. Gäste sind zu allen Veranstaltungen stets herzlich willkommen.

Verein der Neustettiner in Berlin. In der Juliversammlung wurde zunächst auf unser Anfang Oktober stattfindendes Stiftungsfest hingewiesen. Jeder muß dazu beitragen, daß dieses Fest ein voller Erfolg wird. Ferner wurde auf das Gastspiel der niederdeutschen Bühne im Lessing-Theater aufmerksam gemacht und ein Bericht von dem Treffen in Bayreuth vorgelesen. Die Mitteilungen des Reichspommernbundes beschloffen die Tagesordnung. Als Gast war Ldsm. G. Schmidt anwesend. Er erzählte von dem stetigen Anwachsen unserer Heimatstadt und erfreute uns durch einige plattdeutsche Gedichte. Bei Tanz und lustiger Unterhaltung blieb man noch lange beisammen.

Ldsm. der Pommern Nowawes. Unsere nächste Zusammenkunft ist auf Sonntag, den 8. August, gelegt. Wir treffen uns zu gemütlicher Kaffeetafel im Garten des Restaurants „Lindenpark“, Stahnsdorfer Str. 76, nachmittags 4 Uhr.

Landsmannschaft der Pommern zu Potsdam. Viel Freude brachte allen Landsleuten unsere Dampferfahrt am 10. Juli nach den Gliendower Alpen. Da die Musikkapelle für die nötige Unterhaltung sorgte, war die Stimmung trotz des Regens vorzüglich. - Am 4. Juli wirkte unsere Trachtengruppe bei der Kirmes in Brieselang mit. Allen Teilnehmern wurde von der NSG. Kraft durch Freude Dank und Anerkennung gezollt. - Nächste Versammlung am 8. August.

Verein der Rummelsburger zu Berlin. Trotz des schlechten Wetters war unser Ausflug am 11. Juli gut besucht. Hart wurde auf dem Schießstand um den Sieg gekämpft. Nach fröhlichen Stunden beim Tanz endete der Ausflug in echter Kameradschaft. - Die Landsleute werden gebeten, in der nächsten Sitzung am 2. September die rückständigen Beiträge zu begleichen.

Landsmannschaft der Pommern zu Spandau. Am 7. August treffen sich die Spandauer Pommern im Vereinslokal zum Heimatabend. Da wichtige Bekanntmachungen und Besprechungen für das Waldfest am 15. August sowie unser 10jähriges Stiftungsfest im Oktober auf der Tagesordnung stehen, wird jeder Landsmann gebeten, wenn irgend möglich, zu kommen. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils gelangen Vorträge zu Gehör, und einige gesellige Stunden sollen den Abend verschönen. Landsleute, werbt schon jetzt in eurem Bekanntenkreise für das Waldfest, damit es ein voller Erfolg wird.

Pommernbund Südost und Fiddichow-Marwitzer in Berlin. Unser letzter Ausflug war mit einer Besichtigung der Gurken-einlegefabrik unseres Ehrenmitgliedes, Ldsm. Heller, Neukölln, verbunden. Unter seiner Führung ging es von einer Abteilung zur anderen, und alle waren überrascht von der musterhaften Ordnung und Sauberkeit des ganzen Betriebes. Auch hier hat pommerscher Fleiß ein großes Werk geschaffen. Nach einer kurzen Frühstückspause führte uns ein gemeinsamer Marsch zum Café Marienthal an der Königsheide, wo der Ausflug bei Konzert und Tanz sein Ende fand. - Nächste Sitzung am 7. August bei Ldsm. Boegs.

Verein von Uckermünde u. Umg. in Berlin. Die Beteiligung an unserem Juliausflug war, des schlechten Wetters wegen, sehr gering. Der nächste Heimatabend findet am 10. August statt. Wir bitten um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder.

Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art, Berlin. Die nächsten Heimatabende finden am 14. 9., 11. 10., 12. 11. und 8. 12. im Gesellschaftszimmer des Friedenauer Ratskellers statt, die Vorstandssitzungen am 23. 8., 23. 9., 21. 10., 25. 11. und 20. 12. in der „Berliner Kind-Quelle“, Friedenau, Hedwigstr. 3.

Die Verlorenen. Eine Chronik namenlosen Leidens, von Iwan Solonewitsch. Essener Verlagsanstalt, Essen, geb. 5,80, br. 4,50 Reichsmark. - Wer diesen ersten Teil der Chronik, des aufwühlenden Erlebnisberichtes aus Sowjetparadiesischen Gefilden gelesen hat, wird wohl mit innerer Anteilnahme auf seine Fortsetzung warten. Gewiß, wir besitzen heute schon eine lange Reihe von erschütternden Berichten aus dem bolschewistischen Rußland, und diese Reihe wird sich noch um manche Schilderungen erweitern - in Solonewitsch aber spricht ein Flüchtling, der „lieber sein Leben riskierte, als sein Dasein im sozialistischen Lande fortzusetzen“, den nicht die Lagererlebnisse, sondern die allgemeinen Sowjetrussischen Verhältnisse ins Ausland stießen. Wer den Bolschewismus in seiner reinsten und schaurigsten Form erleben und erkennen will, der vertiefe sich in dieses Buch: er wird von Menschenleben erfahren, die unter Leid und Schrecken an den „Segnungen“ des sozialistischen Paradieses zugrunde gingen. ri.

Geschichte Ost- und Westpreußens. Von Bruno Schumacher. Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr., Preis 8,50 RM. - In weitesten Kreisen des deutschen Vaterlandes dürfte dieses grundlegende Werk begrüßt werden, und besonders auch in Pommern, da dieses mit seinen unmittelbaren Nachbargauen Ost- und Westpreußen, von denen es erst durch das Verfaller Diktat einschneidend getrennt wurde, geschichtlich weitgehend verbunden ist. In klar zusammenfassender Darstellung, von der Vorgeschichte bis zum Abstimmungssteg am 11. Juli 1920, baut sich die Geschichte dieses Landes in ihrer ganzen Bewegtheit auf, lernen wir seine zu allen Zeiten starke Verbundenheit mit der germanisch-deutschen Volksgemeinschaft kennen und nicht zuletzt seine überragende Bedeutung auf der Schwelle von der mitteleuropäisch-deutschen zur osteuropäisch-slawischen Welt. In seiner objektiven Betrachtungsweise ist das Buch ein unentbehrlicher Führer allen, die sich mit ostdeutschen Fragen beschäftigen - es ist zudem ein wertvoller Gegenpol zu den nicht wenigen polnischen Veröffentlichungen, wie sie z. B. das Baltische Institut in Gdingen mit besonderer Zwecksetzung herausgibt. ri.

Menschen am Wasser. Herausgegeben von Heinz Rühbier. Brunnen-Verlag/Willi Bischoff, Berlin, geb. 4,80, br. 4 RM. - Da ist ein echtes Sommer-Sonnenbuch, das sich ganz gewiß die Herzen aller Wasserfreunde schnell erobern wird. Hier spiegelt sich auf jedem der 80 vorzüglichen Bilder, in allen Erzählungen und Geschichten Lust und Freud' an Fluß und See und Meer wie eine schöne Erinnerung wider. Es ist ein froh stimmendes Erlebnisbuch, das so namhafte Lichtbildner wie Gorny, v. Perckhammer, Saebens, Dr. Paul Wolff in ihren Aufnahmen gestaltet und Dichter wie Blunck, Dwinger, Steguweit, Leip u. a. prachtvoll amrahmt haben. Am sommerlichen Ostseestrand wird dieses Buch dankbare Freunde finden. er.

„Volk im Werden“, Zeitschrift für Kulturpolitik, Herausgeber: Professor Dr. h. c. Ernst Rieck, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg; Einzelheft 1,20 RM., vierteljährlich 2,80 RM. - Die Zeitschrift, die jetzt im 5. Jahrgang erscheint, kann als die bedeutungsvollste, kulturpolitische Zeitung der Gegenwart angesprochen werden und verdient in den Kreisen aller denkenden und wissenschaftlich interessierten Deutschen als maßgebendes Kultur- und Hochschulorgan weitgehendste Bedeutung. - Die bisher erschienenen Hefte des neuen Jahrganges zeigen deutlich, daß die Zeitschrift die Wege kennt, die zur Reinhaltung der Wissenschaft im Sinne des Nationalsozialismus beschritten werden müssen. In grundlegenden Aufsätzen stellt das Organ die Verbindung her zwischen den einzelnen Wissenschaftsgebieten und der nationalsozialistischen Weltanschauung und zieht daraus die Folgerung, die sich für die Ausrichtung und Zielfindung der Wissenschaft ergeben. Daneben beleuchtet sie in kurzer, knapper Form die wichtigsten Vorgänge und Geschehnisse der Kulturpolitik. wo.

Das nordische Pommern

Ein Foto-Preiswettbewerb wirbt für eine Landschaft!

Seit seinem Bestehen hat „Das Bollwerk“ in Wort und Bild die Eigenart der pommerschen Landschaft und das Wesen ihrer Menschen seinen Lesern immer wieder vor Augen geführt. Jeder, der teilnimmt an dem kulturellen und wirtschaftlichen Schaffen im Gau Pommern, weiß, daß diese Landschaft so sinnfällig wie kaum eine andere eine bewußt nordische Prägung trägt, die zusammen mit dem niederdeutschen Charakterzug der Menschen im weiten pommerschen Raum einen Zweiklang bildet, den wir Deutschtum, Volkstum, Heimat nennen.

Wenn nun „Das Bollwerk“ in Verbindung mit der Gaudienststelle der NS.-Kulturgemeinde und dem Landesfremdenverkehrsverband Pommern ein Foto-Preiswettbewerb veranstaltet, das dieser nordisch-niederdeutschen Landschaft bildhaften Ausdruck verleiht, so ist damit ein Thema gegeben, das eine Fülle von Anregungen und Motiven in sich birgt.

Das Gesicht, das die pommersche Landschaft ihren Menschen gibt, ist oft ernst, aus ihm spricht die Ruhe und innere Festigkeit des Nordens eine bereedete Sprache. Stark und treu, so steht der Pommer in seiner Landschaft, auf seiner Erde, die ihn geboren. Und diese Erde in ihrer natur schönen Mannigfaltigkeit atmet die Wucht des Landes am nordischen Meer, sie ist in ihrer gesamten Struktur ein unerschütterliches Bollwerk im deutschen Nordostraum.

Das Preiswettbewerb soll für Pommern werben, Mensch und Landschaft sollen in diesem Wettbewerb eine wahrhaft plastische Gestalt erhalten.

An diesem Wettbewerb kann sich jeder Leser der Zeitschrift „Das Bollwerk“ - Amateur- wie Berufsfotograph - beteiligen. Für die besten Bilder, die bis spätestens 15. September 1937 mindestens in Postkartengröße an „Das Bollwerk“, Stettin, Breite Str. 51, eingesandt sein müssen, sind folgende Preise ausgesetzt:

1.	Preis	125,- RM
2.	„	75,- „
3.	„	50,- „
4.	„	30,- „
5.	„	20,- „
6.-10.	„ je 10,-	50,- „
11.-20.	„ je 1 Abonnement „Das Bollwerk“	

Die näheren Bedingungen sind aus der Juni folge 1937 ersichtlich.

Auflösung der Rätsel aus dem Julius-Fest

Musikalisches Fragerätsel.

1. Auber, 2. Lortzing, 3. Cysler, 4. Smetana, 5. Strauß, 6. Adam,
 7. Mikolai, 8. Donizetti, 9. Rossini, 10. Offenbach, 11. Spohr,
 12. Thomas, 13. Káida, 14. Audran, 15. Dellinger, 16. Enna,
 17. Leoncavallo, 18. Lehár, 19. Albert.
- Alessandro Stradella.

Silberrätsel

1. Dromedar, 2. Elegie, 3. Keling, 4. Heuchelei, 5. Eberhard,
6. Kantippe, 7. Elentier, 8. Neumarj = Der Hexenprediger.

Zahlenrätsel.

- Die Achse Berlin—Rom. — 1. Ideal, 2. Scholzar, 3. Birne,
4. Wärme, 5. Milch.

STADTTHEATER STETTIN

INTENDANT DR. WALTER STORZ

Hervorragende Werke
Erstklassiges Ensemble

OPER - OPERETTE - SCHAUSPIEL

Eröffnung der Spielzeit 1937/38 Sonntag, den 5. September

Verbilligter Besuch
in der Platzmiete

Kennst Du das sonnige Ostseebad



BINZ
Insel Rügen

Prospekte durch
d. Kurverwaltung
u. alle Reisebüros

50%

ermäßigt im Interesse des Fremdenverkehrs-Gewerbes sind die Grundpreise für die Anzeigen der Bäder, Gasthöfe, Pensionen, Fremdenheime und Schiffsfahrts-Unternehmungen sowie der Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. 1/16 Seite kostet nur 11,25 RM. (Format 27×90 oder 59×43 mm).

Kleinere Anzeigen sind entsprechend noch billiger.

**Eine Werbung im
Dollwerk ist erfolgreich**

Anzeigenschluß

für die nächste Ausgabe ist
am 22. September 1937.

Hauptchriftleiter und verantwortlich für Text und Bild: Odo Ritter, Stettin. — Sprechstunden der Schriftleitung: Täglich, außer Sonnabend, — von 11 bis 12 Uhr. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: i. B. Helmuth Redeker, Stettin. — D. II. Bf. 1937: über 6800. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — Druck: F. Hessebrand, Stettin. — Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 258 91. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. — „Das Dollwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM. zuzüglich Bestellgeld. Einzelheft 60 Pf. zuzüglich Porto. Das Abonnement läuft weiter, falls bis jeweils 30 Tage vor Quartalschluß keine Abbestellung erfolgt.

Auto-Garagen und -Reparaturwerkstätten in Stettin

Autoparkplatz Augustastr. 16

Stettin, Telefon Nr. 31465

Tag- und Nachtdienst

Bahnhofs-Garagen

Am Haupt-Bahnhof — Tag- und Nachtbetrieb — Telefon Nr. 3 35 36

Bismarck-Garagen

Besitzer: Gottschalk, Poststraße 42 — Telefon Nr. 283 24
Tag- und Nachtbetrieb

Gustav-Adolf-Garagen

Gustav-Adolf-Straße 43 — Telefon Nr. 284 26

Lastadie-Garagen

Inhaber: Karl Gustmann, Pladrinstraße 9 — Autoreparaturwerk
Telefon Nr. 319 58

Westgaragen A.-G.

Gabelsbergerstraße 31-33 — Telefon 20080 — Tag- und Nachtbetrieb

GÜNTHER Doering
Spezialreparaturwerk für BMW-Wagen u. Temp & Lieferwagen
Verkaufswerkstatt f. BMW-Victoria-Triumph-Motoräder
Barnimstr. 29 ... Ruf: 33606-07

Albert Gollnow

Kraftfahrzeugwerkstatt — Philippstraße 14 — Ruf 3 28 53

Aernim Hofmann

Autoreparaturen — Bogislavstraße 52 — Telefon Nr. 3 76 96

Austro-Daimler-Steyr-Hanomag-Vertragswerkstatt

Werksspezialist Franz Huber, Preußische Straße 17, Telefon Nr. 2 61 66

OPEL - KANNENBERG

Großreparaturwerk
und Großgaragen

Lange Str. 6c-7 — Ruf 25377



P. Klokow

Kraftfahrzeug-Werkstatt — Warsower Straße 7 — Telefon Nr. 2 06 32

Die Werkstatt für: **Diesel-Motoren**
Generalüberholungen ♦ Kolben-Erneuerung ♦
In kürzester Zeit preiswert und sorgfältig:

Paul Pollack

DAIMLER-BENZ Generalvertretung Stettin, Holzstr. 19

Austro-Daimler-Steyr-Hanomag-Kundendienst

Ing. Franz Schneider — Deutsche Straße 52 — Telefon 2 47 62

Hotels - Gaststätten - Pensionen in Stettin

Hotel Zum Walfisch, Bollwerk 6
T. 3 04 22 8 Min. v. Bahnh. Zim. 2,—

Hotel W. Kosanke, Oberwiek 68
T. 3 03 66 5 Min. v. Bahnh. Zim. 2,—

Hotel Mecklenburger Hof
Inh. Anton Ertl T. 3 43 36 Lindenstr.
Eck. Artilleriestr. Zim. 2 — 10 M. v. Bf.

Bahnhofs-Hotel, Inh. Albert Pikors
Karlsru. 7 T. 2 60 60 5 Min. v. Bahnh.

Central-Hotel Z. v. 2,50 an
Bes. Herrmann Knedel T. 2 39 82
Grüne Schanze 17 5 Min. v. Bahnh.

Hotel Schröder

Inhaber Hermann Schröder
Wallstraße 34-35 Tel. 3 69 05
8 Minuten vom Bahnhof

Kaffee Radtke

Luisenstraße 22

Inh. M. Bluhme

Telefon Nr. 3 40 92

Kaffee Barkow

Täglich Konzert und Tanz

Berliner Tor 6 Telefon Nr. 312 95

Restaurant Porterhaus, W. Krüger
Magazinstr. 2, T. 3 76 48, 6 Min. v. Bh.

Pension Schmidt, Passauer Str. 1, 1
Telefon 2 38 59 Zimmer 1,50—2,50

Pension Schulz

Moltkestraße 13 Tel. 2 25 23
Betten im Preise von 1,50 u. 3,—
Zentr., Straßenb. 3, 4, 5 7

Pension Union

Moltkestraße 11, II. Tel. 2 91 84
16 Betten, Preise von 1,50 u. 2,50

Evangelisches Vereinshaus-Hospiz

STETTIN - Elisabethstr. 53
Fernruf 3 20 46

Pension Hartmann

Zimmer ab 1,50—2,50, im Zentrum nächst Bahnhof und Hafen

Lindenstr. 28, Telefon 2 49 15

Auto-Reinhardt

Giesebrechtstraße 17

Großgarage und Tankstelle — Telefon Nr. 3 78 10

Reparatur-Werk, Wiekenberg 12 — Telefon Nr. 3 78 12

Schütt & Ahrens

Moderne Reparaturwerkstätte für Lastwagen

Pöltitzer Straße 8 — Telefon Nr. 2 55 01

NSU-D-Rad Allein-Verkauf

Herm. Staegemann, Inhaber: Johannes Schröder
Stettin, Falkenwalder Straße 13 — Telefon Nr. 3 30 34

Reparatur-Werkstatt
Kundendienst

Fahrschulen und Unterricht

Fahrschule B. Schult

Deutsche Straße 29 — Telefon Nr. 2 30 63
Ausbildung für alle Klassen — Lehrfilme

Fahrschule Zühlke

Jetzt Pionierstraße 2 — Telefon 2 38 04

Auto-Vermietung

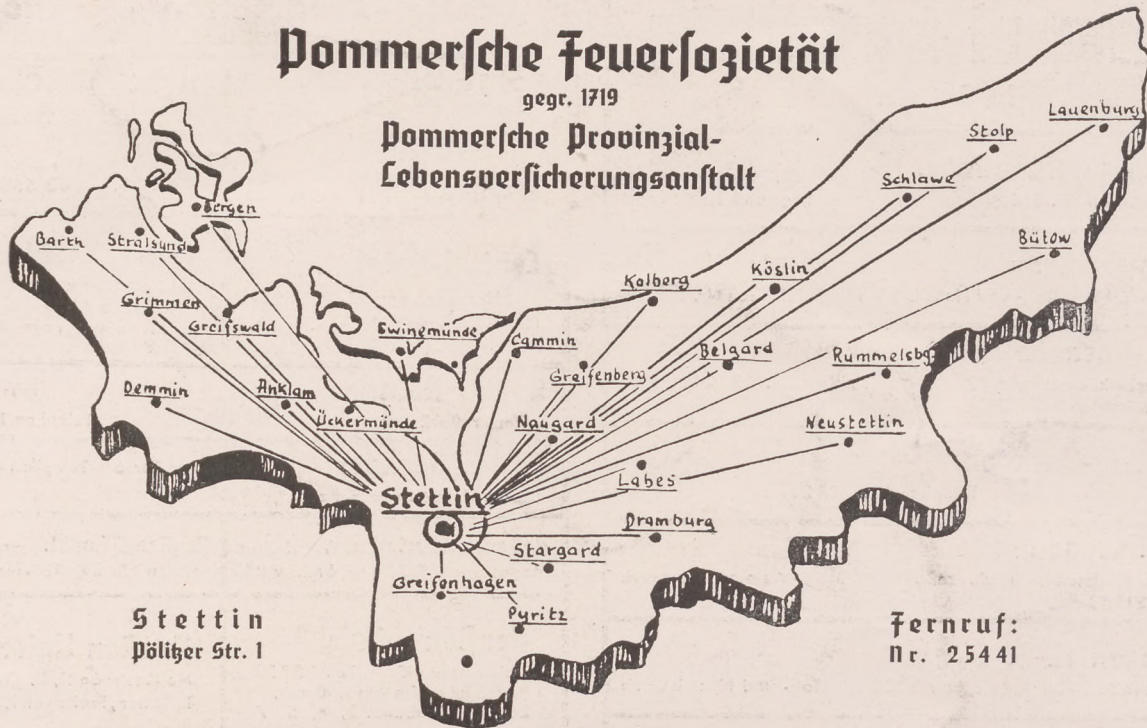
Autovermietung an Selbstfahrer

Heinrich Meyer, Stettin
Hohenzollernstraße 24 (Tankstelle) — Ruf: 2 62 62
Pestalozzstraße 25 — Ruf: 3 49 82

Dommerische Feuersozietät

gegr. 1719

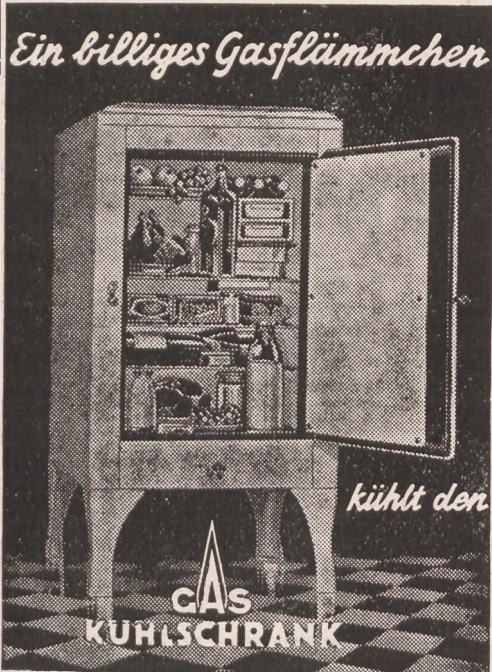
Dommerische Provinzial- Lebensversicherungsanstalt



Stettin
Pölitzer Str. 1

Fernruf:
Nr. 25441

Deutsche öffentlich-rechtliche Versicherung
Kreisversicherungskommissare in den Kreisstädten



Jetzt geht's richtig los mit dem

GASKÜHLSCHRANK

Die heißen Tage brachten den Beweis, daß der moderne Gas-Kühlschrank seine Prüfung glänzend bestanden hat. An einem der heißen Tage wurden in Stettin

20 Gaskühlschränke

verkauft. Das bewährte Modell L 15, mit 45 Ltr. Inhalt, kostet je Monat RM. 5,66 und der L 30, mit 90 Ltr. Inhalt, kostet je Monat RM. 8,44. Eigentumsübergang nach 60 Monatsraten. Bestellen Sie, bitte, den Gas-Kühlschrank zur schnellsten Lieferung bei den Mitgliedern der

Gasgemeinschaft

Stettin, Kleine Domstraße 20
Telephon 31909

Installateurmeister
Fachhandel
Gaswerk